Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1834)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-656065

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Des Boten Gruß.

„Wer klopft an's Haus?“
O! Seht mich armen alten Mann
Nur einen Augenblick recht an;
Das Holzbein und die Krücke
Nennt mich und meine Tücke.

„Wo kommst du her?“
Von hier, von da, von dorten,
Kurzum von allen Orten.
Bin nirgends und bin überall,
Zu meiner und zu andrer Qual.

„Wo willst du hin?“
Wo man mich noch mag leiden,
Mich aufnimmt auch mit Freuden.
Das Land hinauf, hindurch, hinab,
Und endlich, so wie ihr, in's Grab.

„Was bringst du mit?“
Zum klugen Ueberdenken
Möcht ich euch manches schenken;
Doch Kurzweil auch, zum Lachen,
Steckt unter meinen Sachen.

„Was willst von uns?“
Der Tadel ohne Gründe,
Und Hohn und Spott sind Sünde;
Und darum, Leser, bitt ich dich,
Mit solchem nur verschone mich.

„Was wünschest du?“
Ach! gebe Gott doch bald Vernunft
Der blinden, tollen Narrenzunft;
So kriegen wir hienieden
Auch endlich wieder Frieden.

E

Des Boten Erntegedanken.

Es ist doch eine Lust Bote zu sein, wenn das Wetter so schön ist. Da hink ich durch die Felder, wie Gold glänzen die Kornäcker, dicht wie eine Bürste stehen die Halme, und viel erfreulicher als Helme und Federbüsche. Die Aehren sind schwer und hängen den Kopf zur Erde. Aber der Bauer hebt sein Haupt fröhlich auf, denn seine Ernte ist schön und reich, und seine Schnitter jauchzen, und sagt er nicht Gott Lob und Dank, so will es der Bote sagen für ihn und alle Menschen!

Wie sie so emsig sich bücken, die armen Aehrenleser, wie sie sammeln was ihnen übrig gelassen ward, wie die Feldtauben, und die Spatzen und die Mäuslein ihnen helfen. Nun! Es ist eben einer, dessen milde Hand immer offen ist, und der allen Speise giebt, wenn's Zeit ist. Was verscheucht ihr so die Tauben? Warum verfolgt ihr so schonungslos die Spatzen? Gönnt ihr ihnen nicht einmal die Brosamen, die von des Herrn Tische fallen? Ist die Welt sammt allem was darinnen ist euer Eigenthum? Jene Thierlein sind auch des lieben Herr Gotts Tischgänger, und essen von seinem Brod, wie ihr, ob sie gleich nicht darum bitten können. Wenn er euch so viel giebt, wollt ihr nicht das Wenige denen gönnen, die er an euern Ueberfluß gewiesen hat?

„Du bist vollends lustig" sagt einer, der's hört, wie ich still vor mir her ein Leibliedlein brumme:

Ja wunder schön ist Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu sein.

Warum sollt ich nicht fröhlich sein? Ist doch alle Welt fröhlich um mich her, und die Ernte ist herrlich und reich. Da lacht er mich aus und sagt: „aber du wirst doch wenig zu schneiden und zu ernten haben, denk ich." Richtig! Ich habe keine Garben zu binden, keine Scheune zu füllen, und freue mich doch gar herzlich darüber, daß es andern wohl geht, und mags allen denen die mehr haben als ich, von Herzen gönnen, und bin fröhlich mit ihnen. So ist's mir ja eben so wohl als hät' auch ich die Scheune voll. Wer mit den Fröhlichen sich zu freuen weiß, der wird ob fremdem Glücke reich, und schadet doch niemanden. „Aber sagt der andere, du hast dennoch nichts desto mehr!" Jere wohl. Was kann der mehr, der viel erntet, als sich darüber freuen? Soviel kann ich auch, ohne zu ernten, und so hab ich so viel als er! „Aber, damit hast du noch nicht geessen!" Ich habe noch nie Hunger gelitten, und lebe an meiner sparsamen Mahlzeit mit fröhlichem Herzen viel wohler, als mancher bei köstlichen Speisen, die ihm der Neid mit Galle verbittert, oder die Unzufriedenheit verpfeffert.

Jetzt hat er geschwiegen. Ich aber habe meine fröhlichen Gedanken meinem Gevater erzählt und der hat mir's in die Feder gefasset, wie der geneigte Leser es eben gesehen hat, ich aber sage Gott Lob und Dank für die herrliche Ernte von 1832.

Lied bei Beschluß der Ernte.

1.

Trocknet jetzt vom Angesichte,
Schnitter, den vergoßnen Schweiß!
Kommt, genießt der Erde Früchte,
Unverdroßner Arbeit Preis!

Jauchzt bei unschuldvollen Scherzen,
Gott verwirft die Freude nicht,
Wie aus Dank erfülltem Herzen
Laut von seiner Güte spricht.

2.

Daß er unser Herz erfreue
Giebt er uns der Erde Brod;
Und erweiset Vatertreue
Stets an uns, der gute Gott.
Seiner Creaturen Wonne
Zeugt von seiner Gütigkeit,
Die, gleich Strahlen seiner Sonne,
Segen auf die Erde streut.

3.

Zwar die Güter zu erlangen,
Die der Erde Schooß euch gab,
Floß von braungebrannten Wangen
Ausgepreßter Schweiß herab:
Aber wer in Friedenstagen,
Nicht des Feldes Arbeit scheut
Lernt des Krieges Last ertragen,
Wenn Gefahr dem Lande dräut.

4.

Heil euch! Mit des Himmels Regen
Der die Saat der Felder tränkt,
Werde Fruchtbarkeit und Segen
In der Erde Schooß gesenkt!
Herrlich wachse das Getreide,
Von des Hagels Streich verschont;
Und mit Ueberfluß und Freude
Werd euch euer Fleiß belohnt.

Von der Natur.

Der geneigte Leser hat sicher viel von der Natur sagen hören, und daß man in den Schulen sollte Naturgeschichte und Naturlehre treiben. Der Bote der gerne ein gebildeter Mann sein, und in der Aufklärung nicht zurück bleiben möchte, versteht zwar von diesen Dingen nicht mehr als der Spatz auf dem Dache. Aber heut zu Tage hat das nichts zu bedeuten. Es sprechen tausende von solchen Dingen, von denen sie eben so wenig verstehen, als ich von der Natur. Ich will aber von vorne an bekennen daß ich hier abermal mit fremdem Kalbe pflüge, und daß ich nicht der Koch bin, sondern nur anrichte, was andere gekocht haben.

Das Wort Natur hat gemeiniglich zweierlei Bedeutung. Einmal heißt es die angeborne Art und Weise und der Inbegriff der besondern Eigenschaften eines Dinges. Zum Beispiel: Die Natur des Feuers ist, daß es Holz verzehrt, daß es heiß macht u. s. f. Die Natur des Wolfes ist, daß er Fleisch frißt und nicht Gras u. dgl. Dann aber heißt Natur auch der Inbegriff aller erschaffenen Dinge, oder: alles dessen, was außer Gott ist, vom Menschen an bis zur Käsemilbe, von der tausendjährigen Eiche an bis zum Moos am Baume, vom Berge an bis zum Sandkorn. Der Leser begreift nun schon, daß da ein unermeßlich weites Feld vor uns liegt, viel zu groß, als daß ichs mit meinem einzigen gesunden Bein durchlaufen könnte; und er wird also Geduld tragen mit mir, wenn's nur so! so! zugeht.

Die Wissenschaft nun, die mit der Kenntniß aller natürlichen Dinge sich abgiebt, heißt Naturwissenschaft überhaupt. Naturlehre, oder wie die Gelehrten sagen Physik, beschäftiget sich mit den allgemeinen Eigenschaften der natürlichen Dinge, mit den geheimen unsichtbaren

Kräften der Natur, mit der Einrichtung des ganzen Weltgebäudes, mit den Erscheinungen oder Phänomenen, wie Thau, Regen, Blitz, Nordschein u. s. f., mit den Gesetzen, nach denen alles in der Natur geschieht. Naturgeschichte hingegen hat die natürlichen Körper selbst zum Gegenstande, und handelt vom Menschen und Thier, von der Pflanze und dem Stein, beschreibt ihre Gestalt und Eigenschaften, ihr Werden, Wachsen und Sterben, ihren Nutzen und Schaden. Die Kunst hingegen handelt von denjenigen natürlichen Dingen, welche durch Menschenhände verarbeitet sind. Zum Exempel: das Pferd, der Ochse der am Pflug zieht, ist ein Gegenstand der Naturgeschichte: der Pflug aber, und das Geschirr der Zugthiere und die Geisel, womit sie getrieben werden, gehört der Kunst an. Sonnenschein, Regen und alles was auf das Wachsthum des Saamens Einfluß hat, das gehört in die Naturlehre. „Heh! — fragt der Joggeli, der den Pflug hält — wohin gehör ich?“ Guter Freund! Du gehörst zu den Menschen, und sollst darum begreifen, daß du keine verstandlose Maschine bist, wie der Pflug, aber auch kein Thier, und daß du darum ganz anders thun mußt, als Pferd und Ochse!

Wichtigkeit der Naturkenntniß.

Daß nun viel daran gelegen ist, daß der Mensch mit der Natur bekannt werde, daran ist kein Zweifel. Wir leben ja alle Tag für Tag in dieser Natur, mit dieser Natur und von dieser Natur. Alles was der Mensch an irdischen Gütern besitzt, das hat er von der Natur. Unsere Nahrungsmittel kommen alle von daher, und wenn die Mutter dem Kindlein den Brei kocht, so ist Mehl und Milch von der Natur; und die Küchli und der Wein an der Kindbet-Mahlzeit auch. Unsere Kleidung nehmen wir von Thieren oder Pflanzen: unsere Wohnungen bauen wir von Holz oder Stein. Bei allen Arbeiten und Künsten beschäftigen wir uns mit natürlichen Dingen; der Holzhauer, der Schneider und Schuster so gut als der künstlichste Uhrenmacher, und es soll mir's der geschickteste Tausendkünstler wohl bleiben lassen, irgend etwas hervorzubringen, ohne die Natur! Alle Künste, Handwerke, Fabriken ꝛc. beruhen auf der Natur und der Kenntniß ihrer Kräfte. Je bekannter demnach der Mensch mit der Natur ist, desto sicherer kommt er in der Natur fort, desto glücklicher kann er leben. Denn:

1) Je besser der Mensch die Natur kennt, desto weniger geschieht ihm durch die Natur Schade. Wie manches Kind starb schon elend, weil es giftige Beeren gegessen hatte. Hätte man ihm die gefährliche Pflanzen bekannt gemacht, es wäre nicht gestorben. Denkt an das Schießpulver! wer nicht wüßte, daß Stahl und Stein Feuer geben, daß ein Funke das Pulfer entzündet, und nicht wüßte was die Kraft des Schießpulfers vermag, was für Unheil könnte der anrichten!

2) Je besser der Mensch die Natur kennt, desto mehr Nutzen wird er aus ihr ziehen. Unser Landbau hat seit Menschengedenken sich mächtig verbessert. Die Wässerung der Wiesen, der Anbau von Klee und andern Futerkräutern,

die Aufhebung des Weidganges und der Brache u. s. f. das haben die Bauern nicht von sich selber fürgenommen, weil sie lieber alles so machen wie der Aetti und Großätti es gemacht hat. Das alles ward von solchen Herren angeregt, die über die Natur und ihre Kräfte nachdachten und das Beßere gefunden haben. Es war eine Zeit, man gab allen Abgang von Obst den Schweinen, und jezt wie viel Geld gewinnt man mit Bätziwasser!

3) Je mehr Naturkenntniß, desto weniger Aberglauben; und desto weniger Angst und Schrecken. Die Gespenster, Ungeheurer, Toggeli, Nachtgeister ꝛc. die bösen Vorbedeutungen und Zeichen und Ahnungen; das Hexenwerch und Zauberei, das Schatzgraben und Teufelsbannen, das alles verschwindet wie Nebel und Rauch vor der Naturkenntniß. Gerade dieser hat man's zu verdanken, daß die Hexen bald alle ausgestorben sind, und der Teufel seine Künste aufgeben muß!

4) Je mehr Naturkenntniß, desto mehr wahre vernünftige Religion, Vertrauen und Liebe zu Gott. Denn aus seinen Werken lernen wir ihn kennen; in seinen Werken ist er jedem aus uns so nahe; an seinen Werken wird das Unsichtbare an ihm erkennt; in seinen Werken segnet und beglückt er die Welt. —

Und so wirds allerdings gut sein, wenn der Mensch die Natur etwas besser kennen lernt. Der Bote hofft auf Dank, wenn er hiezu Hand bietet, und sich den sauern Schweiß nicht reuen läßt, den es immer kostet, wenn ein Ungelehrter etwas Gelehrtes hervorbringen und — nicht verpfuschen will.

Wörterbuch.

(Fortsetzung.)

Die Bagage, lies Bagasche; eigentlich das Geräthe, Gepäck; z. B. bei einer Armee. So wie wir aber das Wort: Pack von schlechtem Volke gebrauchen, so braucht man auch das Wort Bagasche dafür.

Das Bajonet. Dasjenige spitzige Instrument, das vorn an das Flintenrohr gesteckt wird. Es soll seinen Namen von der Stadt Bajonne haben.

Der Balkon, lies Balkong; ist ein freier Austritt von einem Fenster oder einer oberen Thüre, außen am Hause.

Der Ballast heißt diejenige Last, die man unten in die großen Schiffe auf dem Meere legt, damit sie das Gleichgewicht halten und nicht umschlagen. Etwas ganz anderes ist ein Palast, d. h. ein großes prächtiges Haus: und wieder etwas ganz anderes ein Pallasch, das ist ein schwerer Reuter-Säbel.

Der Ballon, (Ballong) ein von Tuch oder Papier gemachter, großer, runder, hohler Körper, der mit einer leichtern Luftart angefüllt, leichter ist, als die äußere Luft in der wir leben, und der darum in die Höhe sich erhebt. Man hat schon kleine Schiffe unten daran befestigt, und es sind mehrmal Menschen darin hoch in die Luft gestiegen. Unser Landvolk nannte sie gemeiniglich Nebelschiffe.

Der Bandit: eigentlich ein Banisirter. Man braucht das Wort aber nur von Räubern und Mördern.

Der Bärenhäuter. Die alten Deutschen hatten ihre Sitze und Schlafstellen mit den Häuten erschlagener Bären bedeckt.

Wer dann bei einem Kriegszuge zu Hause blieb, von dem sagten sie: „er liegt zu Hause auf der Bärenhaut.“ Es ist also Bärenhäuter ein altdeutsches Sprichwort, das einen unnützen Müßiggänger bedeutet. Jezt aber gibt es keine solche mehr! oder ächt?

Das Baret. So hießen ehedem die Kopfbedeckungen der Männer.

Die Batterie; sprich Batteri: ein, gemeiniglich erhabener Ort, auf welchem das schwere Geschütz aufgestellt wird.

Die Begine. Eine Art freier Nonnen, die kein Klostergelübd abzulegen brauchten. Sie kommen in der alten Geschichte Berns vor, ihrer wird aber nicht mit Ruhm gedacht. Von ihrer Kopfbedeckung kommt es wahrscheinlich daß „Begine“ auch eine Nachtkappe oder Nachthaube der Frauen bedeutet.

Die Bestie (dreisilbig) ist aus dem Lateinischen, und bedeutet: ein Vieh. Verkürzt wohl auch das Beest! als Schimpfwort.

Die Bibliothek, aus dem Griechischen, bedeutet: a) eine größere oder kleinere Sammlung von Büchern; b) der Ort, wo eine solche aufbehalten wird; c) wohl auch eine, zu gewissen Zeiten erscheinende Schrift, worin Abhandlungen und Beurtheilungen von Büchern vorkommen. Der Bibliothekar ist der Aufseher einer Bibliothek.

Bigot, (Eigenschaftswort) übertrieben streng im Glauben und in der Andacht.

Die Biographie, aus dem Griechischen, ist: Lebensbeschreibung. Der Biograph, der eine solche verfaßt.

Blokiren, eine Stadt oder Festung einschließen.

Blond, gelblicht von Haaren, falb, sagen wir. Eine Blondine, ein Mädchen mit solchen Haaren. Eine Mannsperson heißt Blondin, (spricht sich: Blondeng).

Die Bombe, (also nicht: Bume, Bumechrugle.) Eine hohle mit Pulfer gefüllte, eiserne Kugel, die aus einem Mörser geschossen wird.

Der Bombast; große, hochtönende Worte, hinter denen oft wenig oder kein Sinn liegt.

Die Börse, eigentlich ein Geldbeutel; dann aber auch ein großes öffentliches Haus, in welchem, in großen Handelsstädten die Kaufleute zusammen kommen um ihre Geschäfte mit einander zu besprechen.

Die Botanik, die Wissenschaft von den Pflanzen, die Kräuterkunde. Der Botaniker ist der dieselbe versteht.

Ein Bramarbas; so nennt man Menschen, die sich mit ihrer Herzhaftigkeit groß machen und mit Heldenthaten prahlen.

Die Bresche, eine, durch vielfaltige Kanonenschüsse gemachte Oeffnung in der Mauer einer belagerten Stadt oder Festung, wodurch die Belagerer sie erstürmen.

Die Bronze. (Brongse) Ein aus Zinn, Messing, vornehmlich aus Kupfer zusammengesetztes Metall. Man streicht aber auch Bilder von Holz, Stein, Gyps so an, als wären sie von Bronze; das heißt: bronziert.

Broschieren, ein Buch nur leicht in Papier einbinden. Und da kleine Flugschriften gemeiniglich so gebunden werden, so heißen sie Broschüren.

Brünett, das Widerspiel von blond, also braun von Angesicht und Haaren.

Brutal, eigentlich unvernünftig, thiermäßig; wird aber unter unserm Volke nur vom Jähzorn gebraucht.

(Fortsetzung folgt).

Fenster-Reime.

Lustig sein und fröhlich scherzen
Macht zur Arbeit muntre Herzen.

Dankbarkeit ist eine schöne Tugend,
Zieret das Alter wie die Jugend;
Wen man undankbar nennen kann,
Dem hangen alle Laster an.

Das ist wohl eine arme Maus
Die nur weiß zu eim' Loch hinaus.

Wie übel ist's, daß die Menschenkind
Mit sich selber nicht friedlich sind.

Im Tode sind wir alle gleich,
Groß, Klein, Klug, Närrisch, Arm und Reich.

Der größt Schimpf der Kunst wiederfährt
Wenn sie dem dient der's ist unwerth.

Wohl dem der sich mit Gott und Ehren
Ohn' großer Herren Dienst kann nähren.

Bedenkt es wohl, ihr Menschenkind,
Woher sich euer Elend find',
Daher, daß niemand jeder Frist
Mit seinem Stand zufrieden ist.

Was Gott und die Natur uns geben
Das ist uns immer gut und eben.
Man will stets nach was anders gaffen;
Das macht die ganze Welt voll Affen.

Gar mancher andre Leut verlacht,
Und denkt nicht daß er's grad so macht.

Der ist ein weiser, glücklicher Mann
Der sich in sein Stand schicken kann.

All Freundschaft gar weit übertrifft
Ein fromm Weib, die nichts Böses stift'.
Wenn alle Freunde von dir gehen
Wird sie getreulich bei dir stehen;
Alles mit tragen, Freud und Leid
Zu deinem Dienst allzeit bereit.

Was hilft der Menschen Rath und Wacht
Wenn Gott nicht hilft, nicht schützt und wacht.

Genug ist besser als zu viel
Wenn man's nur recht bedenken will.

Viel verthun und wenig erwerben
Ist der beßte Weg zum Verderben.

Das Beßt man billig wählen soll,
Das Bös kommt von ihm selber wohl.

Ein jeder laß an dem sich gnügen
Was sich zu seinem Stand will fügen.
Wird er darüber viel begehren,
So muß er groß und klein entbehren.

Wenn doch die Fliegen könnten sagen
Was seltsam Händel sich zutragen,
Und was sie hören und sehen im Leben
Es wurd' eine seltsame Zeitung geben.

Die verkehrte Welt.

Es mausen die Hunde, es jaget die Katz,
Der Bube soll sitzen an des Schulmeisters Platz.
Der Jäger muß fliehen, der Haas will ihn jagen,
Es soll jetzt der Lehrer den Buben aufsagen.
Der Adler zur Erde, das Huhn in die Luft,

Das Unterst zu Oberst, das Oberst zur Gruft!
Der Haase wird tapfer, der Löwe kriegt Forcht,
Der Knecht will befehlen, der Meister gehorcht.
Der Esel heißt listig, der Fuchs heißt dumm,
Was Recht ist heißt Unrecht, was grad ist heißt krumm.
Der Wolf ist friedfertig, es raubet das Schaf,
Die Guten sind Schelme, die Schurken sind brav!
Das Pferd sitzt im Wagen, der Fuhrmann zieht dran,
Wer nichts weiß soll reden, es schweigt wer wa's kann!
Wie schlecht singt die Lerche, wie herrlich die Katz!
Wer Wahrheit spricht schweige, der Lüge gebt Platz.
Wie stinket die Rose! Wie wohl riecht der Mist!
Wie lieblich klingt schimpfen, wie schlecht was wahr ist!
Den Gassenkoth sammeln, wegschmeißen sein Geld,
So gehts aller Orten wo verkehrt ist die Welt.

Rückfuhr!

Der geneigte Leser kennt vielleicht den liederlichen Schreiber, dessen Leibspruch lautet:

Liederlichkeit verlaß mi nit,
I will dir treu verbleiben.

Auch weiß man wie er allen Leuten das unverschämte Maul anhängt. Aber er kriegt auch manchmal Rückfuhr. So schreit er einmal den Boten an: „Gell, du glaubst selber du seiest der größt D . . . . Esel?“ Und ich antwortete: „bis jetzt hab ich's geglaubt, aber jetzt nicht mehr.“ Da lachten die andern, und der Schreiber ward zornig und sagte: „du bist des Teufels Bub.“ Da ergriff ich mein Glas und sagte: G'sundheit Aetti!

Die Schildwache.

Der König Ludwig der XIV. war einmal in seinem großen Lustgarten zu Versailles spazieren gegangen, und wollte durch eine kleine Hinterthüre wieder in's Schloß. Da stand ein Schweizer Schildwache, und rief: „halt! Nicht passirt!“ Die Hofleute meinten: eh diable! Siehst du nicht daß es der König ist? „Eh diable sagt der Soldat, ich kenn ihn so gut als ihr. Aber der Serschant hat mir befohlen keinen Menschen da hinein zu lassen; da kommt auch der König nicht hinein.“ Das ist brav, sagte der König. Man hole den Serschanten, der wird's wohl erlauben. Und so wartete der König bis der Serschant kam. Wär ich ein Franzose ich würde meinen Hut schwenken und rufen: es lebe der König und der brave Soldat.

Das wäre lang.

An einem Hause im Königreich Würtenberg steht folgender Reim zu lesen:

Gott behüth dieß Haus so lang
Bis ein Schnegg die Welt umgang,
Und ein' Ameis dürst so sehr
Daß sie austrinkt das ganze Meer.

Gehe hin und thue desgleichen.

In unsern Tagen, wo so vieles über Schule und Erziehung gesprochen, mitunter auch nur gelafert wird, mag es nicht unzweckmäßig sein, folgende Thatsachen, die weniger in unserem Canton bekannt sein mag, als nachahmungswürdiges Beispiel aufzustellen.

In der Gemeinde Chateau d'Oex (sprich Schatodö) im sogenannten welschen Sanenland, im Canton Waadt, lebte Jakob Franz Henchoz (Hengscho,) ein Kaufmann und Mitglied des Großen Rathes seines Cantons, und ist gestorben im März 1814. Er hatte gesehn, daß seine Gemeinde sehr groß ist, (sie hatte einen Umkreis von 15 Stunden und 1235 Häusern,) und daß die Bevölkerung immer zunimmt, daß in diesem rauhen Berglande der Boden nicht alle zu ernähren vermag, daß die Gewerbsamkeit sehr beschränkt ist, daß die Kinder zwar wohl Fähigkeiten aber nicht genugsamen Unterricht haben. Das alles hatte er mit Betrübniß betrachtet. Und es blieb nicht bei der Betrübniß! Dann was hilfts jammern und weinen und wehklagen? „Mach's besser, das ist die Hauptsache!"

Also beredet er sich schon 1806 mit seinem Bruder Vinzens, und sie beschlossen etwas zu thun, das auch nach ihrem Tode noch ihrer Gemeinde zu gut käme. Sie wollten, da sie unverheirathet waren und keine nahen Verwandten hatten, ihr sämmtliches Vermögen der Gemeinde Oesch zu Handen des öffentlichen Unterrichts vergaben. Das Testament besagt in den Hauptsachen Folgendes:

Die Gemeinde ist Universal-Erbin des ganzen Vermögens, dessen Zinse im Jahr 1815 schon Fr. 3200 betrugen. Diese sollten zum Capital geschlagen werden bis dasselbe einen reinen Ertrag von Fr. 5600 abwerfe. Dann erst soll die Schule errichtet werden. Zwei Lehrer, beide Geistliche, wovon der Eine besonders gut deutsch verstehen muß, werden angestellt, jeder soll Fr. 1200 Einkommen haben, neben freier Wohnung, Garten und Pflanzung. Zuerst aber soll ein Haus gebaut werden, welches die Wohnung für die beiden Lehrer, Schulstuben für die beiden Klassen und ein Bibliothekzimmer enthalten soll.

Es soll der eine Lehrer vortragen: Religion, lateinische und deutsche Sprache und Litteratur, der andere die Rechenkunst, Geographie, Anfangsgründe der Naturlehre und Naturgeschichte und Geometrie, angewandt auf Künste, Handwerke ꝛc. So haben diese Brüder gethan, und nun gehe hin und thue desgleichen. Ja! sagt der alte Hans, der lieber Nimsi als Giebsi heißt, „es vermag nicht jeder so viel!" Richtig! Aber mancher vermöchte doch viel mehr als er thut. Und warum thut er's nicht?

Die Brücke zu Bischoffzell.

Der Leser weiß recht gut, daß Bischoffzell im Thurgau liegt und daß dort eine schöne steinerne Brücke über die Thur geht. Aber er weiß nicht, wie die Brücke entstanden ist, und darum wills der Bote erzählen. Eine Edelfrau in dortiger Gegend hatte zwei Söhne, die letzten Stammhalter der Familie. Diese wollten einst, da noch keine Brücke war, in einem kleinen Schiffe über das Wasser setzen, das vom Regen sehr angelaufen war. Das Schiff schlug um

und sie ertranken beide. Da kommt die betrübte Mutter in ihren Leidkleidern zum Probst des Capitels von Bischoffzell, giebt ihm so viel Geld als nöthig ist um eine solide Brücke zu bauen, und fügt noch eine jährliche Einnahme in Getreid hinzu, zum Unterhalt der Brücke. Am Ende derselben sollte ein Denkstein aufgerichtet werden, der Zeit und Namen und Veranlassung enthielte, und von jedem, der über die Brücke gieng, begehrte, ein Unser Vater für die Verunglückten und ihre Mutter zu beten. — So ist diese Brücke entstanden.

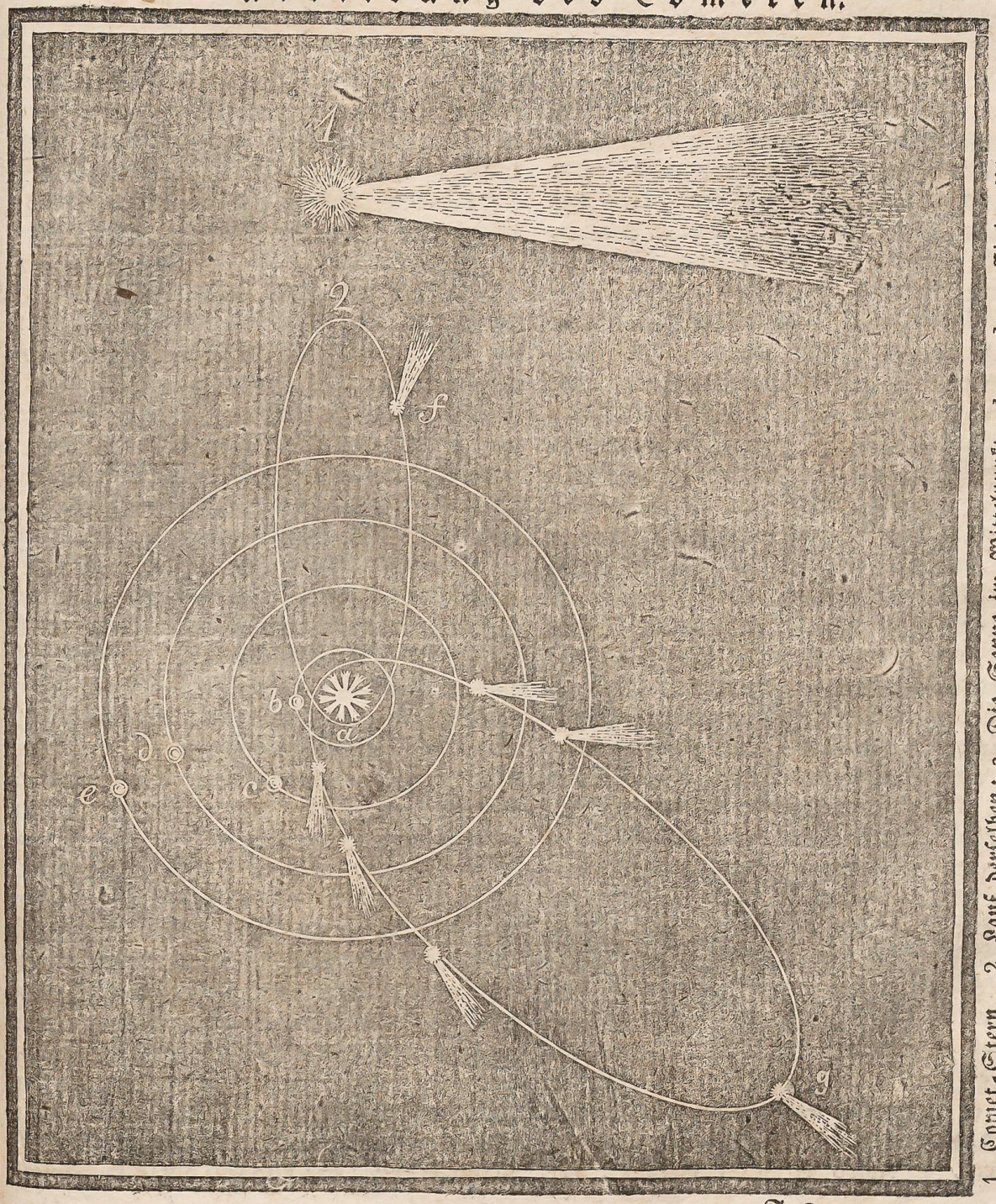
1. Es ist doch nicht alles so schlecht, was die Edelleute ehedem machten.
2. Wäre niemand reich, so wäre diese Brücke und noch manches andere Gute nicht entstanden.
3. Weiß man auch jetzt den Namen nicht mehr, da der Denkstein verloren ist, so steht dieser Name doch geschrieben an einem Orte, wo der Bote einmal lieber genannt sein möchte, als in mancher Zeitung.

Von den Comet-Sternen.

(Siehe gegenüberstehende Zeichnung.)

Der geneigte Leser wolle für einen Augenblick die Tabakpfeife weglegen, und mit Aufmerksamkeit zuhören; denn der gelehrte Bote liest eine gelehrte Abhandlung. Wie im Jahr 1832 der Merkurius vielen vergebliche Furcht eingejagt hat, so thuts für das 1833 ein Comet-Stern. Und so wie der Bote damals furchtlos dem Merkurius entgegen sah, so macht er's auch jetzt. Damit aber auch andern wo möglich diese Furcht benommen werde, will er von den Cometen Unterricht ertheilen! — Also erstlich die Cometen sind keine Wunder, sondern natürliche Himmelskörper, wie die Planeten und Fixsterne. Das Sonderbare daran, warum sie den Menschen so viel Bedenken machen, ist ihre Gestalt und ihr ungewöhnliches Erscheinen. Der Comet hat nämlich einen feurigen Schein hinter sich her, den man bald mit fliegendem langem Haare vergleicht, woher der, eigentlich lateinische Name Comet, das ist Haarstern, bald mit einem Schweif, wie z. B. an einem Pferde, bald mit einer Ruthe, womit die Kinder gezüchtiget werden. Diese letzte Vergleichung ist die des Aberglaubens, und darum wird der geneigte Leser, der nicht abergläubig, sondern aufgeklärt ist, auch nicht an eine feurige Ruthe denken. Zum andern: die Cometen bewegen sich, wie die Planeten, auch um die Sonne, nur hat ihre Bahn oder ihr Weg ganz andere Gestalt als die Bahnen der Planeten. Wenn diese fast gar im Kreise, (Cirkel) um die Sonne herum spazieren, und also immer fast gleich weit von derselben entfernt sind, und immer im sogenannten Thierkreis bleiben, so ist hingegen der Weg der Cometen sehr länglich eiförmig (wie die Gelehrten sagen elliptisch) sie kommen der Sonne oft näher, sind aber oft auch viel weiter von ihr entfernt. Darum scheint dem allgemeinen Mann ihre Bewegung unordentlich und wunderbar. Gelehrte aber wissen das schon längst, daß diese Bewegung, so gut als jede andere in der Natur, ganz ordentlich und regelmäßig erfolgt. Daher hat man auch von vielen Cometen die Bahn berechnet, die Zeit ihres Umlaufes befunden, und kann ihr Wiedererscheinen eben so voraus sagen,

Abbildung des Cometen.



1. Comet-Stern. 2. Lauf derselben: a. Die Sonne im Mittelpunkt. b. c. d. e. Einige Planeten sammt ihren Bahnen um die Sonne. f. g. Zwei verschiedene Cometen mit ihren Bahnen, und den immer von der Sonne abgewendeten hellen Schweifen.

wie den Auf- und Untergang der Sonne. Da aber der Comet uns nur dann sichtbar ist, wenn er der Sonne und uns am Nächsten liegt, der übrige Theil seines Weges aber viel größer ist, so ist ein bestimmter Comet oft sehr lange unsichtbar, und kommt und geht wieder, sagt nicht grüß Gott? nicht b'hüt Gott! Und das ist's warum die Menschen darüber erstaunen. Zum dritten: die Hauptfrage ist: was bedeuten die Cometen? Hier fällt der Bote das Bajonet und lauft Sturm gegen den Aberglauben, der mit Krieg, Theurung, Pestilenz, Cholera und wohl gar mit dem Einfall der Türken uns dräut! Ein Comet war ehedem immer ein Schreckensbote. Jetzt sind zwar die Leute durch den Boten und andere gescheide Leute besser belehrt. Aber noch lebt der Aberglaube; und damit er nicht etwa ersterbe, so kommen da einige Buchhändler, und bieten Prophezeiungen an über den großen Comet von 1833, und damit den Leuten ja recht Angst werde, so machen sie in den öffentlichen Blättern mit bedenklicher Mine einen langen, gar kläglichen Salm dazu! Wenn der geneigte Leser aber bedenken will, daß diese Sterne einen eben so regelmäßigen Lauf haben, als alle andern, daß sich von vielen die Zeit ihrer Erscheinung voraus bestimmen läßt, daß viele Cometen fast allen Einwohnern der Erde sichtbar werden, daß bisher die Erscheinung der Cometen eben so oft Gutes als Böses zur Folge hatten, und namentlich der von 1811 uns einen ganz vortrefflichen Wein schenkte, wenn der geneigte Leser das alles bedenken will, so wird er sich nicht wenden zu den Wahrsagern und nicht forschen bei den Zeichendeutern, so wird er nicht meinen, der Comet bedeutet diesem oder jenem Volke oder gar diesem oder jenem einzelnen Menschen Unglück und Verderben. Er wird vielmehr das gute Beispiel des Boten befolgen, ruhig warten bis er kommt, dann ehrerbietig den Hut abziehen und Gott loben.

(Zur Erläuterung diene nebenstehende Figur mit ihren Erklärungen).

Schuster bleib beim Leisten.

Wenn der gelehrte Leser das Sprichwort allgemein machen, und sagen will, jeder bleibe in dem Berufe, zu dem er berufen ist, so hat der Bote auch nichts dawider. Er will nur ein Exempel erzählen von einem Schuster, der nicht beim Leisten geblieben und wie's ihm darum ergangen ist.

Der Schuster lebte auf dem Dorfe, hatte Arbeit vollauf, und weil er gut arbeitete, so hatte er auch viele Kunden in der benachbarten kleinen Stadt. Nach und nach mehrte sich seine Arbeit, er stellte mehr Gesellen an, er konnte nach und nach sein kleines Haus schuldenfrei machen, und sein Vermögen wuchs zusehends. Seine Arbeitsamkeit und seiner Frau Ordnungsliebe halfen sich gegenseitig.

Aber da stach ihn der Kitzel des Hochmuthes. Die Herren in der Stadt gefielen ihm gar zu wohl. Besonders aber stach ihm der reiche Wirth, beim Schwan will ich sagen, damit niemand merkt von wem ich rede, der stach ihm in die Augen. Er meinte, der sei viel leichter reich geworden als ein Handwerksmann, diese werden nur so über die Achsel angesehn, man grüße ihn nur Meister! Dem Wirth sagt jedermann Herr. So fing sein gutes Handwerk

an ihm zu verleiden; er fing an darüber zu schimpfen. Seine Frau erschrack und tröstete ihn. „Es ist nichts, sagte er.“ Ich kann lang arbeiten eh ich halb so reich bin, als der Wirth in kurzer Zeit geworden ist. Aber deine Arbeit ist doch immer gut bezahlt worden. Ja wenn ich den ganzen Tag genug thue, mit dem Wadsack voll Schuhe in die Stadt laufe, von Haus zu Haus gehe. — Pah, das ist nichts als Plakerei. Aber du hast doch immer Geld und gute Losung mit heim gebracht, Lumperei gegen das was der Wirth an einem einzigen Tage einnimmt! So giengs fort und immer ärger! Die Frau steckte sich hinter den Pfarrer. Dieser warnte, er sollte doch lieber arbeiten als Vorwitz treiben! Alles umsonst. Zuletzt verkauft er alles und zieht auf eine Wirthschaft.

Jetzt giengs gar schön! wenn er an einem guten Losungstage am Abend, d. h. späth in der Nacht, sein Geld zählte, dann lächelte er; und sagte: Gelte Frau! Das ist was anders als Schuh flicken! Die Frau schwieg, seufzte, und betete im Stillen helf uns Gott! Und sie hatte Recht! Es kam bald anders! Verstand er sich gut aufs Leder, so verstand er sich desto schlechter auf den Wein, und wußte den nicht zu besorgen. Konnte er über sein Handwerk noch wohl Rechnung führen und einen leidlichen Conto machen, so verstand er doch nicht genug um seine Wirthschaftsrechnung und Buchhaltung zu führen. Als nun so mancher Conto, so manche Rechnung von den Weinhändlern und der Lehenzins, und Dienstenlöhne u. a. m. bezahlt war, da war der Profit so gering, daß mein Herr Wirth in's innerste Herz hinein erschrack. Er rechnete Tag und Nacht, und war immer verwirrter. Jetzt kam noch Unglück dazu! Ein Hagelwetter zog über das Dorf und die Ernte gab kaum das Samenkorn wieder. Ein Pferd war ihm krank und fiel. Jetzt weiß er sich nicht zu helfen! Der Kummer wirft ihn auf's Krankenbette.

Da hat ihm denn die Frau an's Herz geredet. Siehst du? du wolltest dich nicht ernähren mit deiner Hände Arbeit, das war dir nicht gut genug, du wolltest reich werden und bist darum in solche Versuchung gefallen, das Wirthen ist dir zum Fallstrick worden. Giebs auf, ehe du ganz zu Grunde gehst! Und er gab Gehör, und stellte von der Wirthschaft, und kehrte zu seinen Schuhleisten zurück, und schlug sein Geld aus dem Leder anstatt aus dem Weinfasse. Und wenn er nun am Markttage aus der kleinen Stadt heimkehrt, und für seine guten Schuhe das Geld im Sacke heimträgt, da ist er ganz fröhlich und wohlgemuth und singt ein eigenes Lied:

Ich, der ich guter Schuster war,
Bin schlechter Wirth geworden;
Und trat damit, 'sist leider wahr!
Fast in den Narren-Orden.
Schuster bleib beim Leisten
Wär besser für die Meisten.

Als Schuster war ich ehrenwerth,
Man zählt mich zu den Beßten.
Als Wirth gieng alles mir verkehrt,
Ein Spott war ich den Gästen.
Schuster bleib beim Leisten
Wär besser für die Meisten.

Das sah ich ein, zu meinem Glück;
Weg warf ich meine Sorgen,
Zum Leisten kehrt' ich nun zurück,
Und jetzt bin ich geborgen.

Schuster bleib beim Leisten
Wär besser für die Meisten.

Ihr Leute spiegelt euch daran,
Thuts an die Hausthür schreiben:
„Ein jeder treibe was er kann,
„Und laß das andre bleiben.
„Schuster bleib beim Leisten
„Wär besser für die Meisten.“

Wie viel braucht's, ehe ich ein Stück Brod habe?

Zuerst muß ich genug posten und boten, ehe ich das Geld habe, daß ich zum Bäcker kann. Der muß haben ein Haus und darin einen Backofen, dazu brauchts schon Maurer, Zimmerleute, Steinbrecher, Ziegler, Schmied u. s. w. Will er backen, so braucht er Mehl, und zu dem einen Sack, also Rysten, Brechen, Hecheln, Spinnen, Weben, Nähen, Zeichnen. Das Mehl nimmt er beim Müller. Der bedarf nun eine Mühle, und dazu den Maurer, Zimmermann, G'schirrmacher, Schmid, Steinbrecher, Dachdeck u. s. w. Will er Korn zum Malen, so muß er Pferde, Geschirr und Wagen haben um das Korn abzuholen. Dazu muß helfen der Bauer, der Sattler, der Gürtler, der Seiler, der Wagner, der Schmid. Soll der Bauer Korn pflanzen, so bedarf er Pflug, Pferd und Geschirr, Hauen, Eichten rc. Dann wieder Sicheln und Sensen, Rechen, Schoßgabeln u. s. w. und wie viele Hände müssen wieder arbeiten, ehe er alle diese Werkzeuge erhalten kann! Man denke nur bei jedem Stück Eisen zurück, so kommt man am Ende auf den Bergknappen im Bauch der Erde. Ich hätte das alles viel weiter und umständlicher ausführen können, mags aber gern beim Kürzern bewenden lassen. Merk aber:

1. Wäre der Mensch allein, jeder für sich, so wäre das nicht gut; denn er müßte ja das alles entbehren.
2. Die gesellige Verbindung der Menschen unter einander, die mancherlei verschiedenen Fähigkeiten der Menschen sind eine große Wohlthat für Alle.
3. Du darfst niemand unfreundlich begegnen, denn du weist nicht ob er nicht auch für dich gearbeitet hat.
4. Aber du sollst auch kein unnützer Kerl sein, sondern machen, daß andere auch von dir etwas Gutes genießen!

Eh nu ja!

In einem benachbarten Kanton lebte eine alte Frau die im hundertsten Jahre gestorben ist. Mit ihr lebte ein Sohn, der Doktor im Dorfe. Manchmal kamen sie in's Disputieren mit einander, und dann sprach das alte Mütterlein zu dem achtzigjährigen Söhnlein: „äh! schwyg du alte Dampi.“

Einfall.

Mancher Bauer haut jetzt so fürchterlich in seine Waldungen, daß man bei seinem Tode wohl singen könnte: „jetzt ruhen alle Wälder!“

Nichts desto besser.

Ein lustiger Kopf war einmal bei einem reichen Herrn zum Mittagessen geladen. Zum Nachtisch ließ dieser eine kleine Flasche

Wein auftragen, und rühmte gar sehr die Vortrefflichkeit und das hohe Alter des Weins! Ey! Ey! sagte der Witzkopf, wie schade, daß sie für ihr Alter nicht größer gewachsen ist.

Viele gleichen ihm.

Indem Thales — ein Weiser — einst die Gestirne betrachtete, fiel er in einen Graben. Da sagte ein Spötter, der will den Himmel erforschen und bemerkt nicht, was vor seinen Füßen ist.

Die Panzerprobe.

Napoleon war gewohnt, unter seinen Kleidern ein Panzerhemd zu tragen, das er selten ablegte. Als er im Begriff stand, eine Reise in das Belgische anzutreten, glaubte er kein Mittel vernachläßigen zu dürfen, um den Gefahren zu begegnen, denen ihn die in diesen Provinzen herrschende üble Stimmung aussetzen konnte. Er ließ daher einen geschickten Stahlarbeiter kommen, dessen Fertigkeit man ihm gerühmt, und fragte ihn, ob er im Stande sei, ein Panzerhemd zu verfertigen, das fest genug wäre, um von keiner Art von Waffen beschädigt zu werden. Auf die bejahende Antwort des Mannes verlangte Bonaparte den Preis einer solchen Arbeit, der auf 18000 Franken angegeben wurde. Am bestimmten Tage brachte der Künstler sein Werk. Bonaparte, statt es zu probieren, befiehlt dem Arbeiter, es anzulegen. Dieser gehorcht, und nun ergreift er zwei Pistolen, „Wir wollen sehen, ob dieses Panzerhemd, wie du versprochen hast, Probe hält.“ Er richtet die erste auf die Brust; der Panzer bleibt unversehrt. „Wende dich“ die Kugel trifft den Rücken, hat aber eben so wenig Wirkung. Der arme Handwerker halb tod vor Schreck, glaubte jetzt die Sache abgethan, und er hatte nach einer so derben Probe wohl Ursache dazu; aber es war noch nicht genug, Bonaparte bewaffnete sich mit einer Jagdflinte und wiederholt sein Experiment auf den Magen und die Schultern des Patienten. Zum Glück blieb die Arbeit unverletzt und schützte ihren Verfertiger vor den Gefahren einer so rauhen und seltsamen Prüfung. Wie viel verlangst du? fragte Bonaparte, nachdem er sich hinreichend von der Festigkeit seines Panzers überzeugt hatte. „Achtzehntausend Franken,“ stammelte der halb bewußtlose Arbeiter. „Man gebe ihm sechsunddreißigtausend.“

Sinnreicher Einfall.

In einer Gesellschaft wurde unter anderm auch über astronomische Gegenstände gesprochen, und gesagt: ein Planet sei ein Körper, der sein Licht von einem andern empfienge. „Schau'ns da bin i auch a Planet!“ rief plötzlich ein Militär.“ „Ey, wie so denn das?“ fragten mehrere Staunende. „Nun entgegnete jener, ich empfange mein Licht vom Kaserneninspektor.

Nachtwandler.

Ein englisches Blatt enthält folgenden außerordentlichen Zug von Nachtwandlern. Eines Morgens früh erblickten die Einwohner eines Quartiers von Edinburg mit eben so großer Verwunderung als Schrecken einen Mann, der auf dem Gibel eines

Hausdaches schlief. Niemand konnte begreifen, wie er dahin gekommen sei, und zu ihm zu kommen, um ihn aus seiner gefährlichen Lage zu ziehen, war keine leichte Sache, nach vielen Versuchen gelangten endlich ein Angestellter bei dem Brandkorps und ein Schieferdecker bis zu ihm, indem sie sich den größten Gefahren aussetzten, und fanden ihn in der völligsten Sicherheit schnarchend. Sie weckten ihn, banden ihm einen Strick um den Leib, und brachten ihn so weit, daß er eine niedrige Stelle des Daches erreichte, von wo er hinuntersteigen konnte. Alles was er auf die an ihn gerichteten Fragen antworten konnte, war, er sei seines Handwerks ein Schmiede, habe sich Abends vorher beim Trunk belustigt, und sei in der Schenke eingeschlafen. Er vermuthe, sagte er ganz unbefangen, er habe nachher in sein väterliches Haus zurückkehren wollen, habe aber den Giebel des Hauses für sein Bett angesehen. Am Schlusse erklärte er, er habe die Gewohnheit, im Schlaf aufzustehen, auch sei es unter anderm begegnet, daß er Nachts sein Bett verlassen, und mehrere Gassen durchwandert habe, dann an das Ufer des Flusses Forth gelangt, über diesen geschwommen und erst erwacht sei, als er das jenseitige Ufer erreicht hatte.

Stärke und Macht der Türken gegen die Russen im Jahr 1828.

Wenn jene Uebersicht, die ein russisches Blatt über die gesammte Land- und Seemacht der Türken nach Beendigung des Feldzuges gegen die Russen mittheilte, richtig und bestimmt ist, so waren die türkischen Streitkräfte im Jahr 1828 folgende:

Die auf europäische Weise organisirten und aus 68 Bataillonen, jedes zu 1000 Mann bestehenden Truppen, mit Einschluß der Offiziere, Unteroffiziere rc. 68000 Mann; die Garde des Sultans belief sich auf 6000, die Seesoldaten aus der Levante, die erforderlichen Falls auch zu Lande dienen müssen, betrugen 40,000, 8 leichte Bataillone, früher unter dem Namen Mechterdi bekannt, 8000, das leichte Korps asiatische Truppen zählte 6000, das Korps der Freiwilligen 5000 und das Korps der Fremden 5000 Mann. Alle diese zusammen bildeten ein, aus 138,000 Mann bestehendes Korps Infanterie. Die Artillerie bestand aus 12000 Artilleristen, in 20 Bataillone zu 600 Mann getheilt, aus 3000 Bombardieren, 3000 Miniers und Pioniers, 2000, Mann Gardeartillerie, 14,400 Mann Festungsartilleristen längs der Donau, und aus 6000 Mann Trainknechten rc., zusammen 40,000 Mann. Alle obengenannten Truppengattungen bildeten eine Armee von 374,900 Mann. Zieht man von dieser die 40,000 Seesoldaten, ferner die Besatzung von Konstantinopel mit 20,000 Mann, und die 65,000 Mann, welche als Besatzungen der Donaufestungen dienten, ingleichen 9500 Mann, für die Garde des Sultans ab, so ergiebt sich, daß im May 1828 dem russischen Heere gegenüber 240,000 im Felde standen. Zu dieser Zahl sind aber weder die in Asien stehenden, noch diejenigen Truppen gerechnet, die sich in Morea, in andern Provinzen und auf den Inseln befanden. Die ganze aktive türkische Landmacht kann man dermal auf 300,000 Mann annehmen. Ein allgemeiner Ruf zu den Waffen dürfte diese Zahl auf das Doppelte bringen.

Die türkische Seemacht bestand im May 1828 aus 24 Linienschiffen, 2 Fregatten und 40 kleinen Fahrzeugen, die alle zusammen 2000 Stück Geschütz und 5200 Matrosen mit sich führten; auf dem Stapel lagen noch 11 Fahrzeuge.

Bei diesem Anlasse können wir nicht anders, als unsere lieben Leser dieses Blattes auf den Widerspruch obstehenden Artikels mit der frühern anfänglichen Aussage über die türkischen Streitkräfte aufmerksam machen, da es vor Ausbruch des Krieges oft hieß, man wisse gar nicht, wo man eine türkische Armee suchen müsse, es bestehe keine, und jetzt da der Krieg vorbei ist, eine so große in's Feld gezogen sein soll.

Die Oppositions-Partie.

Die dracks böse Wirthin von — Wo ächt? — sagte einmal zum Schulmeister: säg mer numme o, was ist o die Oppositions-Partei in Engiland, wo si geng i de Zytunge darvo brichte? — G'schau, sagte der Schulmeister, das ist ung'fähr in Engeland das, was du dym Hus bist!

„Haltet Frieden!" der Pfarrer spricht.
Warum verbeut er das Heirathen nicht?

Sprüchwörter,

sammt des hinkenden Boten Anmerkungen.

1. Es ist nicht gut, wenn es der Braut in den Kranz regnet. Da wird sie wohl thun, wenn sie einen Paresol mit zur Kirche nimmt. Es giebt aber manchmal schlecht Wetter im Ehestande, wenns schon am Hochzeittag blauer Himmel war. Wär etwas an der Sache, so kämen die Bräute am beßten zu rechte, die ihren Kranz in der Wiege haben, oder früher verloren; was aber nicht dem also ist.

2. Wer mit Bienen Glück haben will, darf nicht zanken und nicht fluchen. Zanken und Fluchen bringt überhaupt nur Unsegen und Unglück, auch da wo keine Bienen sind.

3. Es ist nicht gut wenn dir ein Hase über den Weg läuft! Freilich, besser er läuft mir in die Küche. Aber immer besser als wenn ein Wolf, ein böses Weib oder ein toller Hund mir in den Weg läuft.

4. Wer eine Katze tod schlägt hat kein Glück davon! Nun, Glück wohl eben nicht, aber doch auch kein Unglück, wohl etwa Streit mit dem Eigenthümer. Uebrigens besser ich töde die Katze, als daß die Katze mich tödet.

5. An einem Mitwoch ist nicht gut Hochzeit machen! Manchmal ists an keinem, manchmal an jedem Tage gut. Es kömmt wohl viel mehr auf die Hochzeitleute als auf den Hochzeittag an; und manche Leute ließen's besser ganz bleiben.

6. Fronfasten-Kinder können Gespenster sehen. Ebenso können sie auch buchige Tannzapfen, wollenen Seidenfaden und einen ledernen Zwilchsack machen.

Gut so.

Ein Herr in England hatte einen Sohn, der ein vornehmer Herr geworden war. Zu dem kömmt er einmal und sagt: ich bin in Verlegenheit mit Geld, sei so gut und hilf mir. Aber der Herr Sohn, der nun Lord Audley hieß, wollte nichts davon wissen, rümpfte die Nase und ließ den

Vater ungetröstet fortgehn. Was thut aber dieser? Er miethet gegenüber dem prächtigen Hause seines Sohnes einen Schuhflicker-Laden, und ließ folgende Inschrift darauf setzen: „Hier flickt Philipp Thikneße, Vater des Lord Audley, Schuhe und Stiefel auf das Wohlfeilste und Beßte.“ Es läßt sich errathen, daß der Sohn nunmehr dem Vater half, um nur der Schande loszukommen.

Denk wohl!

Die alte Jungfer X. weiß leider wohl daß sie Jungfer ist, aber daß sie alt und schon lange nicht mehr hübsch ist, das weiß sie nicht, oder will's wenigstens nicht glauben. Unlängst war sie wieder einmal bei ihrem jungen Vetter, und wollte ihm begreiflich machen, er thue sehr übel wenn er so ein junges Gätschi ohne Erfahrung heirathe. Sie, hm! wüßte dem lieben herzigen Vetter viel besser Rath. Hm! Hm! Wenn der liebe Vetter wüßte, wie gewisse Leute, hm! ihn so lieb hätten ꝛc.! Sie trieb ihre Werbung so verblümt, daß der liebe Vetter merken mußte, wie gern sie seine Frau, anstatt seiner Bäsi wäre. Da hielt er ihr denn den Spiegel vor ihr verschrumpftes Gesicht. Aber sie sprach: „Eh pfittusig Vetter, was heit ihr da für ne Vexier-Spiegel! Eh wie macht mi dä so wüst z'schyne. Settigi schlechti Spiegel hani myr Lebtig nit g'seh.“

Grabschrift auf den versoffenen Hans.

Da liegt der durst'ge Hans!
Sein Lebenslauf war der:
Zum Wirthshaus gieng er hin,
Vom Wirthshaus kam er her.

Die Erfindung des Tabakrauchens.

(Siehe gegenüberstehende Abbildung.)

Joggi Groß, der Schuster, sitzt
Uf sym Drübei, chrumm, u schwitzt;
Luegt so bös u bitter dry
Wie der Bot beim suure Wy.
Und er chlagt si: „Ja 's ist wahr,
„I bi doch en arme Narr!
„Werche streng, u thue so gnue,
„Flicke Tag u Nacht geng Schuh,
„U geb wie ni ärstig bi
„Bringen is doch niene hi.
„Chuum daß i gnöt Tag für Tag
„Es Paar Schöpli Brönz vermag;
„Schulde hani meh als gnue,
„Aber weder Geiß no Chue!
„Menge riche Chuuter sitzt
„Uf sym Batzetrog u schwitzt
„Wyl er nit gnue ragse cha.
„Numme i soll nie nüt ha.
„S'ist kei ärmre wyt u breit!
„U warum? Der Tüfel treit
„Alles geng de Ryche zue,
„U die Arme — flicke Schuh!
„Chäm er einisch o zu mir:
„Joggeli! Wo fehlt es dir?
„Ho! I wet bim Tilder gly
„Nimme meh Schuhflicker sy.“
So singt Joggeli Tag für Tag
Furt u furt die glychi Chlag
Narr flieh du der Brantewy!
S'wird bald besser um di sy.

Los! — Me chlopfet! — „Wer ist da?“
Eh! Da chunt en andrena
Gar e putzte frömde Her
Im e rothe Mantel her
Ganz vo Samet; um un um
Luter guldig Bändel drum,

Die Erfindung des Tabakrauchens.

Und e Fedre uf em Hut.
„Meister — seit er — bis so guet
„Miß mir es Paar Stifel a,
„Du sot guti Zahlig ha.“
Joggi denkt: daß di der Drack!
Stoßt sys Chäpli flugs i Sack;
Mit sym Schurz wüscht er der Bank,
Seit dem Herre höflich Dank,
Nimmt d'Meßrahme grad zur Hand,
U dä Herr sitzt stif a d'Wand,
Strekt sys Bei — my Joggi schreit
Ueberlut; d'Meßrahme gheit
Us der Hand! — Der Fuß ist chrum
Ist e Bocksfuß um und um.
Grotzli zittret wie n'es Laub! —
„Narr! seit jetzt dä Herr, i glaub
„Joggeli du fürchtist di?
„Hest mer grüeft so chumen i.
„Wome nit gern werche ma
„U doch z'suffe gnue möcht ha
„U das ist mein, so bi dir
„Da bin i geng a der Thür!
„Lappi du! Was luegst mi a?
„Gell! E Hufe Geld möchst ha?
„Förchtest di i nähm di mit?
„Narr! Du kennst der Tüfel nit.
„Er het's o wie's andri hei,
„Gnagt nit gern am leere Bei;
„Laust o nit de Chlyne na
„Wenn er Größeri cha ha.
„G'schau es ist es Chinderspiel
„Was i dä Rung vo der will.
„Thuest es, heusch mer was de wit
„Du sots ha, i lüge nit.“
Joggi fasset früsche Muth.
Z'letst, denkt er, chunts doch no guet!
Und er macht e Reverenz:
„Jä! Herr, hum! hum! Exelenz!
„Herr, hum! hum! i weiß grad nit
„Wie men euch der Titel git
„I bi gar en arme Ma
„Wenn i neuis diene cha“—
T. — „Nume nit viel Compliment!
„Ueser ein ist nit dra gwennt“
Seit dä Bocksfus; grift i Sack,
Nimmt daraus es ganzes Pack:
„G'schau es ist e Saame drinn
„Säi du dä; das bringt mir gwinn.
„Großi Stude wachse drus,
„Zieh mer si bi Lyb nit us!
„Werde d'Blätter gäl u ryf
„Brich sen ab u dörr si styf:
„U we sie de g'schnäzlet si
„Stopf si i das Hörnli y!“
(G'schau! Er hat bim tusi Drack
Tubakpfife scho im Sack!)
„Schlah de Füür, der Schwum thue druf
„Zieh der Rauch dur d's Röhrli uf,
„Blas ne wieder us em Mul;
„Un e so gang du nit fuul
„Wo viel Lüt binander sy,
„Schwätzne das Tubacken y.
„Gratets — heusch mer was de wit
„Du sots ha i lüge nit.
„Dä wo settigs vo dir lehrt
„Ist de gly kei Batze werth.
„Gieb du Acht! Es geit nit lang
„So ergryft der Müssiggang
„All Tubäkler; u gar gly
„Werde die de myni sy.
„Denn wer nit arbeite ma
„Dä han i enandrena.“

So der Bricht am füfte Blat
I der alte Chronik staht.
Wer darin der Sinn versteit
Denkt: 's g'hört zu allem Mäßigkeit;
Müssiggang dä ist bim Drack
Schlimmer als der Rauchtabak.

Selbstentzündung.

Es weiß jeder halbwegs verständige Bauer, daß ein Heustock in Brand gerathen kann, ohne Feuer von außen. Wenn das Heu feucht einkommt und fest auf einander liegt, so geräth es in eine Gährung, (wie wir sagen, es kommt in Jäs,) und es muß eigentlich so sein, wenn das Futer recht gut werden soll. Wird die Gährung aber zu stark, so entzündet sich das Heu vollends durch sich selber, und schon manches Haus ist so abgebrannt. Das weiß jedermann.

Aber nicht jedermann weiß, daß eine Menge anderer Dinge ebenfalls sich selbst entzünden können; so daß vorsichtige Hausväter wohl Achtung geben müssen, daß nicht auch dadurch Unheil entstehe. So ist vor einigen Jahren im Kaufhause zu Bern eine Balle Feuerschwamm von selbst in Brand gerathen. Sie war wohl auf dem Transport feucht geworden, lag dann ruhig in einem verschlossenen Gewölbe, und fieng auf einmal an zu brennen und zu rauchen! So kanns kommen mit warm gemahlenem Caffee, auch Chikoreh wenn sie warm fest zusammen gepakt werden, mit Flachs und Werch wenn es feucht und dick auf einander liegt, mit ausgedroschenem Roggen, mit Krüsch, besonders vom Roggen; mit schmutzigen Haaren und Wolle, Scherflocken u. s. f. Mist, besonders Taubenmist, wenn er sich zu sehr anhäuft und unter Heu und Stroh liegt, Saagmehl, auch Tabak, wenn er feucht haufenweise auf einander liegt, alles das kann sich von selbst entzünden, und Unglück anrichten. Aber wenn ein Haus verbrennt, so will niemand Schuld sein. Entweder weiß man vor Leichtsinn und Unachtsamkeit nicht wo das Unglück herkömmt, oder wenn man's weiß, so verbirgt man's so gut möglich, oder sagt hurtig, es ist mir angezündet worden! Denkt ihr denn nicht an die Warnung: richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet? Apropo von Feuersbrunst kommt mir zu Sinne ein

Gespräch mit einem Herrn Pfarrer,

mit dem der Bote einmal ein Stück Wegs ging. Der Herr war gar freundlich und gesprächig mit mir. Da kommt ein Mann die Straße daher, raucht Tabak, und spricht, lieber Herr! „Ich bin auch ein armer Mann, gebt mir doch einen Zehrpfenning!“ Ganz troken sagte der Herr, ich gebe dir nichts! und gieng fürbas. Jetzt kommt das Gespräch:

Ich. Hm! Kurios! Ihr seit ein so freundlicher Herr, und habt den Menschen doch so kurz abgewiesen! Nichts für ungut, warum wolltet ihr demselben nichts geben?

Herr. Weil er Tabak rauchte!

Ich. Kurios, Herr! Ihr rauchet ja eben selber, und wollet nicht leiden, daß andre rauchen!

Herr. Warum nicht? Wer sagt das?

Ich. Je! Ihr wolltet ihm doch deßwegen kein Almosen geben!

Herr. Freilich, aber das ist etwas ganz anderes! Tabak kann er meinetwegen rauchen, aber dann soll er nicht betteln oder wenn er so arm ist, daß er betteln muß, so soll er nicht Tabak rauchen, am wenigstens aus einer so schönen Pfeife.

Ich. Ja nun wohl! So versteh ich Euch jetzt. Ihr meint die Armen sollen nicht thun wollen wie die Reichen!

Herr. Ich meine überhaupt, jeder vernünftige Mensch sollte sich in seinen Ausgaben so einrichten, zuerst das Nothwendigste, dann das Nützliche, und erst zuletzt das Angenehme.

Ich. (indem ich stille für mich das wiederhole.) Also muß ich vorerst für mein hölzernes Bein sorgen, das ist das Nothwendigste; der Briefsack ist das Nützliche, und dann mein kurzes Pfeiflein kommt zuletzt als das Angenehme.

Herr. Allerdings! Ließen es die Leute nur beim Nothwendigen und Nützlichen bewenden, und wollten nicht immer tausenderlei Annehmlichkeiten voraus haben, so hätte gar mancher genug, der jetzt zu wenig hat.

Ich. Da muß ich euch Recht geben, lieber Herr. Es will alles gar schön daher kommen, und schaffet allerlei Hoffahrt an, wo oft das tägliche Brod mangelt.

Eben fuhr ein Bauersmann in einer prächtigen Chaise (Schese) vorbei. Da fragte mich der

Herr. Kennt ihr den Mann? Wer ist der?

Ich. O ja, den kenne ich wohl. Es ist der Bauer von X. Y. Vor drei Jahren ist ihm sein Haus vom Wetter angezündet worden, und verbrunnen. Er hat aber ein schöneres bauen lassen.

Herr. Der ist also auch ein Beispiel zu dem was ich eben sagte.

Ich. Das versteh ich nicht! Wie meint ihr das?

Herr. Ich meine er hat auch das blos Angenehme dem Nöthigen vorgezogen. Hätt' er in seinem Hause eine kleine Feuerspritze gehabt, so hätte er wahrscheinlich sein Haus gerettet, denn ein einziger Kübel voll Wasser gleich im Anfang des Feuers hilft mehr als ein ganzer Weiher voll, wenn einmal alles im Brand ist. Das schöne Fuhrwerk hingegen nützte ihn nichts und ist nur für die Hoffahrt.

Ich. Ihr möget freilich recht haben, Herr; aber die reichen Bauern würden übel zufrieden sein, und das nur ungerne hören.

Herr. Es fragt sich nicht, was die Leute gerne oder ungerne hören, sondern was vernünftig und recht ist. Nun aber ist es offenbar viel vernünftiger auf einem Bauernhof eine kleine Feuerspritze haben, als eine köstliche Schaise. Wer's vermag schaffe meinetwegen beides an; wer nur eins vermag, gebe dem Nöthigen und Nützlichen den Vorzug!

Hast recht!

In einer fröhlichen Gesellschaft ward auch guter Wein von 1811 getrunken. Ha, sagte einer, es geht doch nichts über ein gutes Glas Wein! Hm! meinte ein anderer: eine ganze Bouteille ist mir doch lieber.

Wetterpropheten.

Bauer. Es ist noch nicht gut Wetter; die Schwalben fliegen gar tief.

Herr. Ja wohl! Aber was meint ihr wohl warum diese Vögel so nahe über der Erde schweben, wenn das Wetter nicht gut ist.

Bauer. Ja das weiß ich nicht; aber ich habe das immer so gehört, und es trifft richtig ein. Ich weiß das aus langer Erfahrung.

Herr. Mein lieber Nachbar! Erfahren habt ihr's wohl, aber ihr wißt's doch nicht recht, weil euch die Ursache dieser Erscheinung verborgen ist.

Bauer. He! So berichtet ihr mich, wenn ihr's wisset, und ich Euch nicht versäume.

Herr. Gerne will ich das thun; wir kommen dabei vielleicht noch auf andere Dinge, die euch nicht unlieb zu wissen sein werden. Die Schwalbe ist ein Vogel, der sich einzig und allein von Mücken, Bremen, Fliegen und dgl. Insekten ernährt, und keine andere Nahrung genießen kann, darum sie auch als ein sehr nützlicher und durchaus unschädlicher Vogel überall gerne gesehen und beschützt wird. Ist nun Regenwetter bevorstehend, so fliehen alle solche Insekten näher an die Erde, hängen sich an die Hauswände, an die Halme von Korn und Gras, und wollen die Schwalben Nahrung haben, so müssen sie auch herab.

Bauer. Aber woher wissen denn die Mücken und Fliegen, daß es ander Wetter giebt?

Herr. Daß sie's einmal wissen, das erfahret ihr selber, weil die Bremen gerade vor der Wetteränderung am meisten stechen, die Fliegen am unabtreiblichsten anhangen, und die Flöhe sich auch am meisten spüren lassen. Woher sie's wissen? Betrachtet einmal solche Thiere genauer, ihr werdet finden, daß sie alle einen sehr zarten Körper haben, eine sehr dünne Haut, und daß sie meist viele Luftlöcher noch neben der Mundöffnung haben. Sie müssen also jede Veränderung in der Luft bald spüren, und durch ihr verändertes Betragen anzeigen.

Bauer. Hm! Da hätten wir ja an dem Geschmeiß gar noch Wetterpropheten!

Herr. Allerdings haben wir die, und wer auf die Natur selbst sieht, braucht dazu keine künstlichen Instrumente.

Bauer. Ich verstehe das nicht so recht. Wie meint ihr das?

Herr. Ich meine, wenn ihr auf alles was um euch her vorgeht und was die Thiere um euch her machen, genau achtet, so braucht ihr keinen Barometer, oder Wetterglas. Wenn die Hühner, die Spatzen und andere Vögel sich eifrig im Staube baden, so deutet es auf Regen. Wenn der Haushahn mitten in der Nacht aus dem Schlafe auffährt und zur ungewöhnlichen Zeit mit den Flügeln schlägt und kräht, so wird das Wetter bald ändern. Wenn im Sommer die Spatzen schon frühe, ehe es Abend wird, vom Felde heimkehren, so deutet es auf ein Wetter am Abend. Auf Regen deutet es, wenn die Kröten, die Wassereidechsen, (Regenmoli) aus dem Wasser aufs Land kriechen. Was die Spinnen für sichere Wetterpropheten sind, das steht in mancher Prattig zu lesen. Wenn sich aber die Katzen putzen und lecken, und ihren Balg schön machen wollen; wenn die Fledermäuse Abends häufig fliegen, die Lerchen und Schwalben hoch fliegen, die Spiren noch spät lustig um die Kirchthürme schwärmen und sich jagen, die Mistkäfer Abends auf den Wegen herum fliegen, so deutet es auf schönes Wetter.

Bauer. Aber, nichts für ungut, mein Nachbar hat mir einmal gesagt, der Barometer sei ein Lügenprophet. Habens die Thiere etwa auch so?

Herr. Man kann sich allerdings auch hierin irren. Darum ist es nöthig 1) daß man nicht nur ein Thier, z. B. eine einzige Schwalbe, sondern so viele als möglich

beobachtet, und 2) auf das Betragen mehrerer verschiedener Thierarten zugleich achtet und solches vergleicht, so wird man der Wahrheit immer am nächsten kommen.

Bauer. Jetzt gehn wir von einander, b'hüt euch Gott und dank euch Gott für euern Bericht.

Herr. Das ist gerne geschehn. B'hüt Gott euch.

Kein Bösewicht ist sicher.

Man verwundert sich manchmal, daß es Menschen giebt die es wagen, Diebe, Räuber und Mörder zu werden! Man meint, wenn auch nicht das eigene Gewissen sie abhielte, so sollte es die Furcht vor der Strafe thun. Aber sie denken immer, es wird nicht auskommen! Es wirds niemand wissen, und niemand kann mich also strafen! Arme verblendete Thoren! Einer weiß es doch; und diesem Einen stehn tausend Mittel zu Gebote eure Unthaten ans Licht zu bringen.

Vor mehr als hundert Jahren verabredeten ihrer sechs Schurken in einer kleinen deutschen Stadt mit dem Wirthe, bei dem sie tranken, sie wollten ihren Pfarrer ermorden und bestehlen. Sie brachen um Mitternacht ein, der Pfarrer erwacht, redet sie an, ruft seinem Gesinde. Sie aber fallen über ihn her, zerschneiden und zerstechen ihm das Gesicht, weil sie in der Angst und Eile den Hals verfehlen, zerschlagen ihm den Kopf mit einem Beile, und werfen ihn zum Fenster hinaus in den Graben. Eine zu Hülfe eilende Magd wird sogleich erschlagen. Aber der Pfarrer war nicht ganz tod, sondern winselte noch. Die Nachbarschaft ward aufmerksam, man machte Lärm, und die Spitzbuben mußten über Hals und Kopf davon fliehen, ohne ihren Diebstahl vollendet zu haben.

Aber wer sollte nun sie anzeigen? Der Pfarrer war sterbend, die Magd tod! Sie wurden doch verrathen, durch einen Schuh! In der Angst hatte einer einen Schuh verloren der in des Pfarrers Studierstube, zurückblieb, und als man Haussuchung hielt, fand man bei einem Schneider der im Bette lag nur einen Schuh vor demselben stehn. Man verglich und es fand sich, daß Schuh und Ringgen an beiden völlig gleich waren. Er bekannte, zeigte sogleich seine Mitschuldigen an, und alle empfingen ihren Lohn! Darum bedenkt das alte Sprüchlein: es ist nichts so rein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen.

Das heißt schinden, nicht hausen.

Ich weiß wohl, aber ich sags nicht, in welchem reichen Hause der Schneider köstliche Hochzeitkleider machte, und dachte: ich will mich brav dazu halten; sie wissen, daß ich ein armer Kerl bin, und geben mir gern ein schönes Trinkgeld! Er hätte es eben zu brauchen gehabt, denn seine Frau hatte ihm ein Kind gebracht. Um die Taufe beim Hrn. Pfarrer anzugeben, macht er am Samstag Abend eine halbe Stunde eher Feierabend, und geht zum Nachtessen an seinen eigenen Tisch. Aber als er seinen Lohn haben will, so ist von keinem Trinkgeld die Rede, wohl aber wird ihm für die, um der Taufe seines Kindes willen versäumte halbe Stunde ein halber Batzen am Lohne abgezogen! — Nu! das ist z'vollem leids von sölige Lüte!

Weisheit.

Wer die Weisheit sich erkohren,
Und der Tugend hat geschworen,
Daß sein ungezähmter Fleiß
Ihre Schätze kann ergründen,
Soll und muß zuletzt empfinden
Daß sie wohl zu lohnen weiß.

Er wird sich in sich nur kehren,
Und von außen nichts begehren;
Sein Gemüth ist Reichthums voll.
Ist ein Vorrath aller Sachen,
Die uns können glücklich machen
Und ein Mensch ihm wünschen soll.

Niemand wird ihn leichtlich sehen
Dem verwöhnten Glücke flehen;
Was ein andrer betteln muß,
Und doch kaum weiß zu erlangen
Reichthum, Ehre, Pracht und Prangen
Trit er unter seinen Fuß.

Sich im Glücke nicht erheben,
Und durch Unglück nicht begeben,
Ist die Kunst die er nur kann.
Er wird alles Leid begüten
Was nicht stehet zu verhüten
Nimmt er ohne Murren an.

Nichts wird ihm den Muth bewegen;
Fiel die Welt mit harten Schlägen
Gleich auf seinen Schädel hin.
Und was hat er zu erschrecken?
Was ihn sicher kann bedecken
Ist ein löwenstarker Sinn.

Troß euch allen, die ihr meinet,
Gold, und was von außen scheinet,
Sei worauf man fußen kann!
Was ist Stand, Geblüt und Güter,
Als ein Fallstrick der Gemüther,
Rauch und Schatten um und an?

Nein! Gott ehre mir die Tugend,
Die ein schöner Schmuck der Jugend
Und ein Stab dem Alter ist;
Die sich unser nicht wird schämen,
Wenn du, Glück, Reißaus mußt nehmen
Und zuletzt zum Teufel bist.

Die Dohle und die Nachtigall.
Eine Fabel.

Die Dohle.

Kleiner Schreihals! Sage mir
Ey! Wie kommts, daß Menschen dir
So viel Beifall geben?
Gleichwohl schweigt oft dein Gesang.
Ich, ich schwatze Tage lang
Und mich will kein Mensch erheben.

Die Nachtigall.

Kommt es denn auf's Schwatzen an?
Dem, der niemals schweigen kann,
Wird kein Lob gegeben.
Du sprichst ohne Unterlaß
Eben das und wieder das,
Und das wird kein Mensch erheben.

Ely! Der Tunsig.

Man hatte einem jungen Herrn, der kurioser Weise mehr Verstand hatte als Geld, eine gewisse Tochter angerathen, die leider mehr Geld hatte als Verstand. Und die Rathgeber meinten sogar, das schicke sich recht gut zusammen! Meinetwegen. Der Herr geht hin und besieht sich das goldene Kälblein. Unter anderm fragt er, ob sie auch Musik mache? O ja! Ob sie singe? Nein! Ob sie Quitare spiele! Nein! Oder das Clavier? Nein! Welches Instrument denn wohl? „I han es Vogel-Oergeli, daruf chani gar lustigi Stückli spielen!“

Das ist viel Papier.

Die königlich-preußische Regierung zu Stettin braucht jährlich: 18 Rieß Velin-Briefpapier, 80 Rieß glatt fein Herrenpapier; 400 R. Königs-Papier; 200 R. Contexten-Papier; 15 R. Aktendeckel; 18 R. blau Umschlagpapier und 19 R. groß grau Packpapier. Dergleichen Regierungen sind in Preußen 28! Was brauchen diese alle für eine Last Papier! Wohl recht hat man unsere Zeit eine papierene Zeit genannt.

Das können nicht alle.

Ein tapferer Krieger, Stahremberg mit Namen, war so ganz unerschrocken, daß die Leute meinten, „wenn der Himmel einfiele, Stahremberg würde nicht einmal blinzeln!“ Prinz Eugenius, in dessen Armee er diente, wollte einmal seine Unerschrockenheit auf die Probe stellen. Er zog ihn im Lager an seine Tafel. Man trank des Kaisers Gesundheit, und auf einmal knallen die Kanonen hinter Stahrembergs Stuhl, und das Zelt stürzt rückwärts zusammen. Er aber sah nicht einmal zurück, sondern trank ruhig sein Glas aus, als wäre nichts vorgefallen. Solch ein Mann ist doch viel besser dran als diejenigen, die vor Schreck zusammenfahren, wenn nur eine Maus gixet!

Die tapfere Frau.

Wenn ein Mann keinen Muth hat, und ein Furchthase ist, so nennt man ihn gewöhnlich ein Weib! Das aber ist nicht ganz richtig. Es giebt keine Regel ohne Ausnahme, und giebt also auch tapfere Weiber, wie ich gleich erzählen will. Franziska Scanagali war 1781 zu Mailand geboren. In einer Pension, wo sie erzogen wurde, war sie durch ihre Sanftmuth und Liebenswürdigkeit allgemein geachtet. 1794 reiste sie auf Wien um die deutsche Sprache noch besser zu lernen. Einer ihrer Brüder reiste mit ihr und sollte in die Militär-Akademie aufgenommen werden. Sie trug Mannskleider, damit sie auf der Reise weniger zu befahren habe. Unterwegs bekennt ihr der Bruder, daß er sehr ungerne Soldat werde. Auf der Stelle schickt sie ihn heim, nimmt seine Empfehlungsbriefe, stellte sich in Wien als Ferdinand Scanagali dar, ward in die Militär-Akademie aufgenommen, und zeichnete sich durch Fleiß, Geschicklichkeit und Betragen so vortheilhaft aus, daß sie zwei Jahre hinter einander großen Preis erhielt. Im Jahr 1797 erhielt sie eine Stelle als Fähnrich, und führte einen großen Transport Rekruten an den Rhein, wo sich das Regiment befand, in das sie gesetzt worden war. Sie machte den ganzen Feldzug von 1799 mit, in den Gebirgen von Genua, und drang einmal zuerst in die Verschanzungen des Feindes ein. 1800 kam sie nach Mailand, wo ihre Familie alles mögliche anwandte, um sie vom Soldatenstande abzubringen; allein sie wollte nicht. Jetzt schrieben ihre Verwandten heimlich dem General Melas und entdeckten ihm das Geheimniß. Sie erhielt den Abscheid und nahm ihn an, weil sie nicht länger Soldat bleiben mochte, nachdem einmal ihr Geschlecht entdeckt war.

Viel Geld und viel Wunderlichkeit.

Das ist nun nicht immer gerade so beisammen. Es giebt Leute, die viel Wunderlichkeiten haben und wenig Geld dazu.

Aber der reiche Herr, den ich meine, der hatte beides. Er richtete sich in seinem Thun so viel möglich nach dem A. B. C. und wählte sich täglich einen eigenen Buchstaben. Zum Exempel, er wählte am Morgen B. so mußten ihm lauter solche Kleider gebracht werden, deren Farbe mit B. geschrieben wird, blaues Kleid, braune Hosen ꝛc. An der Küchethüre hieng eine Tafel mit einem A. B. C. So wie der Herr am Morgen vorbei gieng, steckte er einen Nagel zu einem Buchstaben, z. B. zum P. Jetzt durfte keine Speise auf den Tisch kommen, deren Namen nicht mit P. anfieng, wohl aber Pasteten, Pfirsiche, Pflaumen u. s. w. Schickte er den Knecht in den Buchladen um ein Buch zu holen, so gab er ihm abermal nur einen Buchstaben, und nun mußte es ein Buch sein, wo der Name des Verfassers gerade mit diesem Buchstaben anfieng; am Inhalt war ihm nichts gelegen!

Meint nun der geneigte Leser, solch ein Herr sei ein Stück Narr, so hat der Bote nichts dawider einzuwenden.

Was nützt das Lernen?

Paul Egede, ein Däne, schiffte nach Grönland, und wollte die Grönländer lehren, im Christenthum unterrichten, und so menschlicher bilden. Da meinten dann die Knaben, das sei doch kreuzwunderlich so den Tag über sitzen, auf ein Stück Papier gucken, und rufen A B C D ꝛc. Das nütze aller Welt nichts, und der Herr Egede und seine Gehülfen seien unnütze Menschen, die den ganzen Tag nichts thäten als in ein Buch sehn oder schwarze Zeichen auf's Papier kritzeln. Die Grönländer wären doch brävere Männer, denn sie jagten Seehunde und Wallfische! ꝛc. Ungefähr eben so gescheid reden unter uns diejenigen, welche meinen, was nützt doch das Lernen, das Lesen und Schreiben? Das trägt nichts ein! Es ist also eine große Verwandtschaft zwischen jenen Grönländern und diesen Lapländern.

Weiser Spruch.

Ein Mann, der sich für einen großen Kunstkenner ausgab, ward einmal über ein Gemälde zu Rathe gezogen, und befragt, ob es wohl eine Arbeit von dem berühmten Holbein sei? Lange und aufmerksam betrachtete der Kunstkenner das Gemälde mit seinem Augenglase, und gab endlich mit großem Ernste folgendes Urtheil von sich: „entweder das Gemälde ist von Holbein oder es ist nicht von Holbein.“ So klug war auch jener

Weise Rathsherr

einer kleinen Reichsstadt. Der Rath hatte eine Stelle zu vergeben, und es hatten sich bereits mehrere dafür angemeldet. Einem derselben antwortete der Rathsherr: „es haben sich für diese Stelle schon viele empfohlen, und ich zweifle nicht, daß nicht einer davon sie erhalten werde.“

Ein merkwürdiger Reisender.

Ein solcher ist zu Schiffe in einem französischen Seehafen angelangt. Von Geburt ein Araber, er ist sehr groß und stark, hat blonde Haare, aber leider einen gewaltigen Hoger! Er ist ein starker Fuß-

gänger, trinkt nur Wasser, und kann länger dürsten als ein Musikant. Er hatte ganz sonderbare Schicksale. Er war früher in Egypten gekommen, dort als Sclave an schwedische Kaufleute verkauft, hat die halbe Welt durchreist, ward in Nordamerika, Ostindien, Spanien, England und Schottland, und will nun Frankreich, Holland und Deutschland durchreisen, kommt vielleicht auch in die Schweiz! Aber wer ist's denn doch endlich? Ey, liebe Leser! Der Bote meint — ein Kameel!

Antwerpen.

Beschreibung der Stadt und Citadelle.

(Siehe gegenüber die Zeichnung.)

Diese Stadt hat durch die im verflossenen Jahr ausgestandene Belagerung und die erfolgte Uebergabe seiner Citadelle an die Franzosen, einen mit großem Schaden erkauften Ruf erlangt.

Die zwischen England und Frankreich abgeschlossene Konvention, deren Zweck darin bestand, den belgischen König sogleich in den Besitz des ihm bei seiner Tronbesteigung garantirten Gebietes zu setzen, wurde sowohl an Holland als an Belgien mitgetheilt; der Gegenstand dieser Konvention betraf die gegenseitige Räumung der verschiedenen im Besitze des andern befindlichen Gebietstheile; Belgien war dazu bereit und begehrte als Gegenrecht die Räumung Antwerpens. Sollte Holland sich weigern, dieser Uebereinkunft beizupflichten, so sollte der König der Belgier, mit Einwilligung und Hülfe von Frankreich und England sich mit Gewalt des ihm zustehenden Gebiets bemächtigen. Die Ratifikation der zwischen Lord Palmerston und und dem Prinzen von Talleyrand geschlossenen Uebereinkunft langte am 26. Oktober 1832 in London an, und die Auswechslung der beiderseitigen Ratifikation, fand noch den nämlichen Tag statt.

Die geschlossene Convention wurde durch ein Dampfschiff nach Rotterdam gesendet; sollte der König von Holland keine günstige Antwort geben, so würde die in wenigen Tagen vereinigte Flotte von Spithead absegeln um die holländischen Küsten zu bloquiren. Zugleich würde die französische Armee Befehl erhalten, die belgische Grenze zu überschreiten und nach Antwerpen zu marschieren.

Sogleich erscholl die Kunde, daß der Marschall Gerard nach dem Hauptquartier abgereist und daß die französische Flotte von Cherburg ausgelaufen sei, um sich nach Spithead zu begeben. Der Ingenieur-General Haxo verreiste noch einen Tag früher (den 30. Okt.) zur Nordarmee; er war, wie man glaubte, mit der Leitung der Operationen der Belagerung von Antwerpen beauftragt.

Während nun das Resultat dieser Antwort erwartet wurde, gaben die franz. und engl. Gesandtschaften, den 29. Okt., zwei Noten gleichen Inhalts ein, in welchen sie die Räumung Antwerpens und der Forts und Ortschaften, welche dazu gehören, bis den 12. Nov. begehrten; und zugleich wurde angezeigt, daß im Falle, wo keine förmliche und genügende Antwort bis zum 2. Nov. ertheilt würde, von Seite Englands und Frankreichs eine Seemacht in Bewegung gesetzt würde, und wenn den 15. Nov. die Citadelle von Antwerpen nicht gänzlich von den niederländischen Truppen geräumt wäre,

Antwerpen.

alle nöthigen Maßregeln ergriffen würden, um zu diesem Ergebnisse zu gelangen.

Der König ließ hierauf antworten: Holland habe die meisten Artikel des Traktats vom 15. Nov. 1831 angenommen und müsse sich auf diese stützen; unter den gegenseitig angenommenen Artikeln sei die Räumung des gegenseitigen Gebiets nach der Auswechslung der Ratifikationen begriffen. Würde nun das Gebiet vor der Auswechslung geräumt, so wäre diese Handlung nicht nur gegen die Absichten der Konferenz, sondern auch gegen die Zustimmung Hollands.

Ein zweiter Beweggrund, welcher den König hindere, zu der voreiligen Räumung Antwerpens seine Zustimmung zu geben, liege im Interesse des Königreichs, dasjenige Pfand, durch welches zu der Trennung Hollands und Belgiens billige Bedingungen erhalten werden könnten, nicht herauszugeben. Statt solche Zwischenmaßregeln zu ergreifen, könne man in wenigen Tagen alle Schwierigkeiten beseitigen, man brauche nur den Trennungstraktat zu unterschreiben, so sei die Räumung der gegenseitigen Gebietstheile auch begriffen, u. s. w.

Diese Antwort zog, wie vermuthen ließ, die militärischen Maßregeln nach sich, denn schon am 3. Nov. war zu Niel, 3 Stunden von Antwerpen, ein bedeutendes französisches Artilleriematerial angekommen.

Die franz. Nordarmee bestand außer dem Geniekorps, der Artillerie und dem Train, aus 17 Regimentern oder 40,800 Mann Infanterie und 14 Regim. oder 7000 Mann Cavallerie.

Der Bestand der holländischen Schelde-Division in der Citadelle von Antwerpen und den verschiedenen Forts an der Schelde war folgender: die Garnison bestand aus 9 Bataillons Infanterie, 2 Bat. Milizartillerie und 1 Kompag. Sappeurs-Mineurs. Das Geschwader vor Antwerpen stand unter den Befehlen des Kapitain Kopman; vor Mirio-Schanz unter dem Kap. Boelens, und vor Bath unter Obristen von Ryk.

Alle diese kriegerischen Anstalten wirkten nachtheilig auf den Verkehr von Antwerpen, und die Leute fiengen an auszuwandern.

Den 12. Nov. begaben sich einige belgische Offiziers, als Parlamentäre, auf die Citadelle von Antwerpen.

Der General Chassé erklärte im Nothfall sich unter den Trümmern der Citadelle zu begraben und entließ jeden, der nicht Muth genug fühlte, um das Schicksal seiner Kameraden zu theilen; nur wenige Soldaten sollen diese Erlaubniß benutzt haben.

Die englisch-französische Flotte, aus etlichen 20 Schiffen von verschiedener Größe, legte sich vor Vliessingen und nahm einige nach den holländischen Häfen bestimmte Schiffe weg.

Dagegen durchstachen die Holländer die Dämme und die Ueberschwemmung fieng an.

Ehe die Beschreibung der Belagerung der Citadelle erfolgt, mag es hier am rechten Ort sein, die Lage der Stadt und der Umgegend in kurzen Umrissen zu geben:

Antwerpen, Anvers, die große und gut gebaute Hauptstadt einer niederländischen Provinz, die 1814 aus dem vormaligen Marquisat Antwerpen und der Herrschaft Mecheln zusammengesetzt ist und auf 48 Quadratmeilen 330,000 Einwohner zählt. Diese Provinz war in ältern Zeiten in zwei getheilt, später dann mit dem Herzogthum Braband vereiniget. Die Grafen von Louvain oder Herzogen von Braband besaßen im 11ten Jahrhundert das Marquisat von Antwerpen unterm Namen eines Marquisats des heil. röm. Reichs. Die Herrschaft Mecheln kam erst im Jahr 1432 an das Haus Burgund, von diesem dann durch Erbschaft an das österreichische Haus; beide aber wurden durch den Frieden von Campo-Formio an Frankreich abgetreten.

Die Stadt liegt an der Schelde, auf welcher die größten Schiffe mittelst 8 Hauptkanälen und 3 von den Franzosen neu angelegten Bassins bequem an ihre Kaien gelangen können, ist stark befestiget mit 24 Bastionen und mehrern Außenwerken, und erfordert eine Besatzung von 20 à 25,000 Mann und hat eine Citadelle mit 4 Bastionen und Außenwerken und erfordert 10,000 Mann, hat über 10,000 Häuser, worunter die prächtige Börse, das Rathhaus, der Dom, dessen Gewölbe 125 Säulen tragen, mit dem höchsten Thurme Europas (444 Fuß), der zugleich wegen seiner Bauart merkwürdig ist, das sehr weitläufige Haus der Ostrelins, das aber im Jahr 1830 beim Aufstande der Einwohner der Stadt durch die Holländer in Asche gelegt wurde und mit welchem ein bedeutender Waarenvorrath verbrannte. Sehenswürdig sind das artige Cartheuserkloster, der sogenannte Seeplatz u. a. m. Die Stadt hat über 60000 Einw. Die Cathedrale und die Kirche zu Unser Lieben Frauen sollen jede einen Kirchenschatz von 10 Millionen holländ. Gulden besitzen; sie ist der Sitz eines Bischofs, einer Akademie der Wissenschaften, einer Maler- und Bildhauerakademie, einer medizinisch-chirurgischen Schule und eines Seearsenals. Ihre Fabriken und Manufakturen in Spitzen, Zucker, Bleiweiß, Lackmuß, Stöcken, baumwollenen Zeuchen, Spitzenzwirn sind sehr ansehnlich, und Antwerpner-Nähseide, schwarze Seidenstoffe und Druckerschwärze überall berühmt. Der Handel nahm jetzt, nachdem die Schelde hier wieder geöffnet war, sehr zu, und 1823 liefen 788 Schiffe ein, darunter 353 ausländische. Vor dem Kriege der Niederländer mit den Spaniern war sie eine bedeutendere Handelsstadt als selbst Amsterdam, dessen Größe im 16ten Jahrhundert durch den Verfall von Antwerpen einen bedeutenden Zuwachs erhielt. Damals war die Schelde mit Schiffen von allen Nationen bedeckt, deren auf einmal 2500 in ihrem Hafen lagen. Zu Antwerpen, das damals 200,000 Einwohner zählte, hatte die Hansa bedeutende Niederlagen. Dieser blühende Zustand der Stadt bekam während der denkwürdigen Belagerung von 1585 unter dem Prinzen von Parma den ersten Stoß, und schwand gänzlich, als im westphälischen Frieden die Schelde für sie geschlossen wurde. Josephs II. Versuch, diesen Zwang aufzuheben, mißlang, und erst die Franzosen setzten nach der Eroberung der österr. Niederlande durch, was jener Kaiser für Antwerpen hatte thun wollen. Die Schelde wurde für frei erklärt, und der Handel würde sich nun schnell gehoben haben, wenn Napoleon nicht den Ort in einen Waffenplatz umgeschaffen hätte.

Den 18. Nov. verreiste das Hauptquartier nach Mecheln; ihm folgten am Abend der Prinz und der Marschall Gerard.

Den 19. Nov. marschirte die französische Avantgarde mit klingendem Spiel nach Berchem. Genieoffiziere studirten das Terrain und bezeichneten die Batteriepositionen.

Die Anzahl der Brandspritzen aus den verschiedenen Städten Belgiens, die sich in Antwerpen einfanden, belief sich auf 43 mit 170 Pompiers; wozu 15 Spritzen aus der Stadt und das Pompierkorps aus der Stadt; täglich wurden 400 Arbeiter eingeübt. Die

franz. Armee wurde zu 42,872 Mann Infanterie und 12,519 Pferden angegeben.

Den 23. Nov. war schon eine Positionsbatterie von zwanzig Stücken errichtet, zum Schießen bereit. Den 24. Nov. nahm die franz. Nordarmee ihre Stellung ein. Den 25. Nov. wurde der General Chassé zum erstenmal aufgefordert, sich inner 24 Stunden der Aufforderung zu unterziehen. Den 26. Nov. wurden die belgischen Truppen, welche den Dienst in der Stadt und den umliegenden Forts versahen, von den Franzosen abgelöst, und nahmen keinen weitern Antheil an der Belagerung.

Den 29. Nov. um 8 Uhr Abends wurden die Arbeiten mit 4500 Mann, die Parallele wurde gleichfalls auf einem Umfange von ungefähr 2000 Metern, angefangen; so wie zwei Verbindungsgräben von 900 Metern Länge; der rechte Flügel der Parallele stützte sich an das Glacis des Forts Montebello, der linke erstreckte sich bis an die Straße nach Boom. — Hierauf wurde der Bau der Batterien begonnen; alles geschah in der größten Stille, da die Parallele nicht mehr als 400 Meter von dem Glacis der Citadelle entfernt war. Die Arbeiter der beiden zu der Arbeit befehligten Regimenter wurden durch die Elitencompagnien gegen allfällige Ausfälle gedeckt; um 11 Uhr kam der Oberst Auvray vom Generalstabe in die Citadelle und übergab dem General Chassé die Aufforderung zur Uebergabe; aber um Mitternacht wurde bereits aus der Citadelle auf die Arbeiter geschossen; die Feindseligkeiten hatten somit begonnen, oder richtiger die Franzosen exequirten die zwischen England und Frankreich abgeschlossene bewaffnete Intervention aus, die Holland mit gleichen Waffen erwiederte.

Die Parallele, welche die Franzosen errichteten, fieng bei dem Thore von Berchem an und umschloß das Fort Montebello, dessen bedeckter Weg dazu benutzt wurde, von da lief sie nach dem Garten der Harmonie, wo man eine starke Batterie von grobem Geschütz errichtete. Die Arbeiten waren hauptsächlich gegen die Lünette St. Laurent gerichtet.

Den 30. Nov. 1832 schrieb der Marschall Gerard aus seinem Hauptquartier zu Borgerhout an den General Chassé, um ihn aufzufordern, die Stadt Antwerpen zu schonen und als neutral anzuerkennen, welches nur zugestanden wurde, wenn er nicht von der Stadtseite angegriffen würde.

Nach dem ersten Berichte des Marschalls Gerard an den Präsidenten des Ministerraths vom 4. Dez. wurde das Feuer gegen die Citadelle um 11 Uhr aus 92 Geschützen eröffnet; am gleichen Abend sollten noch 10 Mörser und am Morgen noch 12 hinzukommen, so daß 114 spielende Geschütze, wovon die Hälfte Bomben oder Granaten warfen, in Thätigkeit gesetzt waren.

Während die Laufgräben gegen die Lünette St. Laurent mit Eifer fortgesetzt wurden, und die Franzosen bereits ohne Widerstand in den bedeckten Weg eingedrungen waren, machten dagegen die Holländer mehrere Ausfälle, die aber immer erfolglos blieben.

Durch das Feuer der Belagerer wurden mehrmals die Gebäude angezündet, anfangs eben so geschwind gelöscht, später ganz zerstört.

Nach vieler und mühsamer Arbeit gelangten die Franzosen dahin, am 14. Dez., des Morgens um 5 Uhr, eine Mine unter der Lünette St. Laurent sprengen zu lassen, die eine breite und gangbare Bresche bewirkte. Sogleich wurde die Bresche von 2 Elitencompagnien besetzt, so wie die Kehle des Werks durch eine Voltigeurscompagnie, wodurch

dann der Besatzung, bestehend in 1 Offizier und 60 Mann, der Rückzug in die Citadelle abgeschnitten wurde, welche sich daher ergeben mußte. — Man kann sich von dem Bombardement einen kleinen Begriff machen, daß vom 4., als dem Tage der Eröffnung der Batterie, bis zum 12. von den Franzosen 6824. 24pf. Kugeln, 5195. 16pf. Kugeln, 7241 Granaten und 6525 Bomben abgeschossen worden.

Am 23. Dez. begehrte der Gen. Chassé zu kapituliren. Nach dem ersten Artikel der Kapitulation sollten die Citadelle von Antwerpen, die Spitze von Flandern, die Forts Burght, Zyndrecht und Austerwel, in ihrem Zustande, mit dem Geschütze, den Kriegs- und Lebensvorräthen übergeben werden. — Nach Art. 2 sollte die Garnison mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen ausmarschiren, auf dem Glacis das Gewehr strecken und kriegsgefangen sein; aber an die holländ. Grenzen zurückgeführt werden, wo ihnen die Waffen sollten wieder zurückgegeben werden, wenn der König von Holland seine Einwilligung zu der Uebergabe der Forts von Lillo und Liefkenshoek geben würde. Da diese Einwilligung nicht erfolgte und die Mannschaft sich auch nicht verpflichten wollte, gegen Belgien und Frankreich nicht zu dienen, so wurde sie als kriegsgefangen nach St. Omer abgeführt. Der Bestand der militärischen Streitkräfte, welche sich im Augenblicke der Uebergabe der Citadelle in derselben befanden, bestund, laut einer dem Marschall Gerard vorgelegten Liste, in 3797 Unteroffizieren und Soldaten und 129 Offizieren; hiezu kamen noch 300 Blessirte, unter denen 100 Offiziere; die kriegsgefangene Besatzung der Forts Burght, Spitze von Flandern, Austerwell und Isabelle sollen sich auf 3467 Mann belaufen haben, worunter 300 Seeleute von der Flotte sich befanden. Die Fahnen der Citadelle und der Forts wurden am 25. Dez. dem Marschall Gerard überbracht, welcher sie nach Paris sandte; man fand in der Citadelle eine Million Patronen und ungefähr 2000 Centner Pulver. Die Brunnen in der Citadelle waren theils durch die Belagerer verschüttet, theils durch den Ablauf des Grabenwassers versiegt; den 22. Dez. war das Magazin der Lebensmittel verbrannt und das bombenfeste Spital, worin sich fast alle verwundeten und amputirten Soldaten befanden, deren Zustand nicht erlaubte sie zu transportiren, drohte jeden Augenblick zusammenzufallen und die Unglücklichen unter seinen Trümmern zu begraben. In der linken Seite der Bastion Nro. 2 hatte der Feind eine Bresche von 80—100 Metres gelegt, die fast die Hälfte des Grabens füllte. Die Descente des Grabens wäre bewerkstelligt worden und der Feind hätte nur seine Mine springen lassen dürfen, um die Contreescarpe in den Graben zu werfen und den Weg zum Sturm zu bahnen. Diese Beweggründe und die Unmöglichkeit einen Sturm abzuschlagen, bewogen den General Chassé zu kapituliren. Auch sagte der Marschall Gerard, bei der zur Hälfte eingestürzten Scarpe der Bastion Toledo angekommen, als er im Begleit der Herzoge von Orleans und Nemours dem General Chassé in der Citadelle einen Besuch abstattete: „Es war Zeit, General Chassé hat sich als ein Ehrenmann benommen; er konnte sich keinen Tag länger halten.“

Das für die Belagerungsarbeiten, für das Lager gefällte Holz, und der in den Besitzungen durch die Parallelen angerichtete Schaden wird auf 1½ Millionen Franken angeschlagen.

Frankreich hat vor 20 Jahren 6 Mill.

für die Ausbesserung der Antwerpner-Citadelle ausgegeben, jetzt kostet ihm die Zerstörung derselben noch einmal 12 Mill.

Der in der Kapitulation nicht begriffene, die vor Antwerpen kreuzende Flotille befehligende Kapit. Koopmann, ließ den 25. Dez. um 9 Uhr Abends 6 vor der Citadelle geankerte Kanonierbote anzünden, 5 andere in den Grund versenken, und das Dampfschiff, der Chassé, in die Luft sprengen, zog sich dann in die Spitze von Flandern zurück, wo er sich auf Diskretion ergeben mußte.

Am 25. Dez. besetzten die Franzosen die in der Kapitulation bezeichneten Posten; den 29. marschirte die erste Abtheilung Kriegsgefangener, von einer franz. Brigade begleitet, ab, und so jeden folgenden Tag. Auch die franz. Nordarmee trat ihren Rückmarsch den 28. an; die Citadelle sollte aber erst den 31. Dezember an die Belgier übergeben werden. Während dieses sich mit der Citadelle zutrug, schlug man sich noch gegenseitig auf der untern Schelde.

Gleich nach diesem Ereigniß wurden von den intervenirenden Parteien Unterhandlungen mit Holland angeknüpft, die erst im Laufe des Monats Mai ein günstiges Resultat, doch keinen bestimmten Friedens-Abschluß, zur Folge hatten. Die Einnahme der Citadelle hatte also nicht die Folgen gehabt, die man davon erwartete. — Statt nun die Stadt Antwerpen, die während der Belagerung nichts gelitten hatte, für alle Zukunft vor den Schrecken einer erneuerten Belagerung zu verschonen und nicht nur die Festungswerke der Citadelle, sondern auch die der Stadt zu schleiffen, so wurde gleichwohl kurz nach der Uebergabe der Citadelle durch die Franzosen an die Belgier, dieselbe geräumt und man fieng gleich wieder an der Ausbesserung der Festungswerke an zu arbeiten und zwar mit einer solchen Thätigkeit, als wenn man die Feinde jeden Augenblick zu gewarten hätte.

Erwütscht.

Die Frau, die in E. Kirschen verkaufte, weiß wohl, wen ich meine, und wer erwütscht worden ist. Im letzten Hause hatte sie auch Kirschen verkauft, und während man ihr das Geld holte, stahl sie eine guttuchene Kappe, deckte sie mit dem Tuche im Korb zu, nahm ihr Geld und gieng. Aber der Mann merkte den Possen, läuft ihr nach, und fragt, Frau! Heit ihr keini Chirse meh? Nei wäger nit! Eh! lat mi nume luege! Und so nimmt er ihr den Korb vom Kopf, deckt ab, und findet, was er suchte. Der Herr Pfarrer, vor dessen Garten das geschehen ist, habe auch etwas dazu gesagt, berichten die Leute!

Hek's di gä.

Ein Knabe, der die Zwiebeln nicht leiden konnte, kam einmal allein in den Garten, und sah da ein ganzes Bett voll Zwiebeln, und das Kraut daran hoch aufgewachsen. „Hui denkt er, wart ich will euch den Marsch machen! Und springt mit beiden Füßen drein, und zerstampft nach Herzenslust!“ Auf einmal lachet jemand hinter ihm überlaut, und als er sich umsieht, ist's seine Mutter, die also spricht: „dummer Junge du! Weist du wohl, daß die Zwiebeln erst jetzt recht groß wachsen, weil du das Kraut nieder und die Zwiebeln recht fest in die Erde getreten hast?“ Der Bube war nun freilich kaput und kratzte im Haar. Aber der Bote sagt, es geht

auch größern Buben so, die meinen sie wollen etwas zerstören, und bauens dadurch selber und wider ihren Willen! Warum das? Es ist halt ein anderer Meister;

Gefehlt.

Weil wir gerade im Garten sind, so will ich noch ein Gartenstücklein erzählen. Es kommt in einen Herrengarten ein Huhn, und fängt an zu scharren. Da ergreift eine Jungfer einen Stein und wirft nach dem Huhn. Aber wie denn die Weibsleute überhaupt zum Werfen ungeschickt thun, der Stein fährt weit vom Huhne weg, und zerschlägt eine große gläserne Glocke, die mehr werth war als das Huhn selber. „Was soll das einfältige Geschichtlein? Das ist ja nichts anderes!“ Eben nicht! Ich meine nur, der Mensch meint manchmal, er will ein Ungeschick verwehren, Etwas verbessern, und er machts schlechter als es vorher war, und verderbt mehr als er gut macht. B'sin di wohl z'erst, geb du der Stei wirfst. —

Das Bauernmädchen und der Edelmann.

(Siehe gegenüberstehende Figur).

Ein Mädchen, das auf Ehre hielt
Liebt einst ein Edelmann.
Er hatte längst nach ihr gezielt,
Und traf allein sie an.
Er stieg sogleich vom Pferd, und sprach,
„Komm küsse deinen Herrn.“
Sie rief voll Angst und Schrecken, „ach“
„Ach ja! Von Herzen gern.“
Sei ruhig, sprach er, liebes Kind,
Und schenke mir dein Herz.
Denn meine Lieb' ist treu gesinnt,
Nicht Leichtsinn oder Scherz.
Dich mach ich glücklich; nimm dies Geld,
Den Ring, die goldne Uhr;
Und hab ich sonst was dir gefällt,
Nimm oder fordre nur.
„Nein! dieß wär allzu viel gewagt!
„Mein Bruder könnt' es sehn,
„Und wenn er's meinem Vater sagt
„Wie wird's mir dann ergehn.
„Er ackert uns hier allzunah,
„Sonst möcht es wohl geschehn.
„Seht nur, von jenem Hügel da
„Könnt ihr ihn ackern sehn.“
Indem der Junker geht und sieht,
Schwingt sich das lose Kind
Mir nichts, dir nichts auf's Pferd, und flieht
Geschwinder als der Wind.
Lebt wohl! ruft sie, „mein schöner Herr!
„So räch ich meine Schmach.“
Ganz eingewurzelt stehet er
Und gafft erstaunt ihr nach.
O giengs doch allen Leckern so!
Wo find't man solche Mädchen, wo?

Was der Herr Wunderlich für eine Frau will.

Der Herr ist etwas sonderbar, nennt gern jede Sache beim rechten Namen, und sagt nicht Büßeli wenn er eine Katze sieht, sagt auch den Leuten Dinge in's Angesicht, die andre nur hinter dem Rücken sagen. Darum heißt er Herr Wunderlich. In einer Gesellschaft guter Freunde vexirte man ihn darum, daß er keine Frau habe. Ich möchte nur wissen, sagte einer, wie eine Frau sein müßte, daß sie unserm Wunderlich gefiele! Das will ich euch schon

Das Bauernmädchen und der Edelmann.

sagen, versetzte er. Ich frage nichts darnach, daß sie viel Geld habe, lieber viel Verstand. Doch auch nicht mehr als ich selber. Will sie sich gerne putzen, meinetwegen! Sie ist ein Weib, und wenn sie nur mich nicht putzen will! Ich kanns nicht leiden, wenn die Weiber die Backen roth färben; aber ich wills doch noch lieber, als wenn sie Dintenflecke an den Fingern haben; denn wenn die Frau Bücher schreibt und Verse macht, dann ist der Mann verloren. Was sie für Augen hat, ist mir gleichgültig, sofern sie nur nicht blind ist gegen ihre eigenen Fehler, auch will ich sie lieber nachsichtig als kurzsichtig. Sie darf meinetwegen sogar schielen, nur nicht nach andern Männern. Mam rühmt die kleinen Füße! Was hilft mir das, wenn sie dennoch auf einem großen Fuße leben will? Musik mag ein schönes Talent sein! Nur singe sie mir nicht immer Variationen über meine Mängel und über ihre Vorzüge. Genug wenn sie mit einem Wiegenlied ein Kind in den Schlaf lullt. Zeichnen, nun ja Nastücher und Leinwand, mehr brauchts nicht! Romanen lesen — hols der Henker! Dann wollen sie auch Romanen spielen und der Mann darf den Mond im ersten Viertel nicht mehr ansehn. So sprach Herr Wunderlich, und sie hätten am Ende lieber nicht gefragt gehabt, denn es fand sich, daß er eben ihre Weiber im Vorbeigang getroffen hatte. Aber wer fragt, der vernimt oft mehr als ihm lieb ist! —

Die Narren sterben nie aus.

Man sollte doch meinen, in unsern aufgeklärten Zeiten sollten die alten Fabeln von Hexerei längst ausgestorben sein. Aber leider giebt es immer noch Narren, die an solches Zeug glauben. Der alte Wittwer in — Affenwyl denk wohl — hat sechs Söhne, und ist immer einer gescheider als der andere, wie der geneigte Leser bald hören wird. Die treue Magd des Hauses klagt einmal über gar heftige Zahnschmerzen. Da giebt ihr eine alte Nachbarsfrau das Mittel an, sie solle ein Ey von einem schwarzen Huhn nehmen, und in der Küche auf den dritten Hählering thun, und dort liegen lassen, bis es von selber wegkomme! Das thut die Magd, und das wahr schon einfältig; denn was hat das Ey, das schwarze Huhn und der dritte Hählering für Gemeinschaft mit dem Zahnweh? Aber was thut man nicht gegen das Zahnweh! Da kommt der jüngste Sohn, der Kunrad, sieht das Ey, ruft dem Bruder Rudi, chum lueg! Es ist es „Wunderding im Hählering!“ Rudi sieht das Ey, geräth in Erstaunen, ruft alle seine Brüder zusammen, und diese Weisen errathen endlich, das sei eine Hexerei, das habe die Magd dahin gethan um den Vater zu bezaubern, daß er sie heirathe! Das sagen sie dem Vater ganz geheimnißvoll; der erstaunt ebenfalls und beruft die nämliche alte Nachbarsfrau! Daß nun alles in Gelächter ausbrach, und die sieben Weisen von Affenwyl zum Spott der Leute wurden, das ist ganz natürlich.

Ach! Zauberei und Hexerei
Ist nüt als luter Lumperei!
Wer möcht a settigs glaube?
U glaubet ihr's in euem Hus,
U lache d'Lüt euch drüber us
So wei mir nes erlaube.

Ehrerbietiges und bittliches Begehren und gemüthliche Vorstellung für N. N. von B., an den hochlöbl. Stadtrath von daselbst.

Der Bittsteller fängt der Kürze wegen mit Adam und Eva im Paradiese an, und füllt eine Folioseite! Erst dann kommt er auf seine Hauptangelegenheit, nämlich daß er gerne heirathen möchte. Er sagt nun:

Da er sich in einem Alter von 39 Jahren befindet, so meint er, er sei nun heirathsfähig; dieserwegen hat er sich denn auch in hiesiger Gegend herumgeschaut und glücklich eine Nachkömmlingin der pfiffigen Eva erforscht und entdeckt, und zwar in der Person der ehr-, sitt- und tugendsamen, und keuschen Jungfrau N. von A., ihres Alters 33; ebenfalls heirathslustig, auch will die dasige Ede. Gemeinde der vorhabenden Heirath durchaus nicht hinderlich sein; der Stein des Anstoßes findet sich also nur noch bei dem hiesigen löbl. Stadtrath.

Hochgeehrte Herren! Es ist freilich wahr, daß der ehrerbietige und heirathslustige Petent seiner Zeit von dem hiesigen Spital einige Unterstützung erhalten; ist er nun aber verehelicht, so braucht er kein Junggesellenleben mehr zu führen, kann sich demnach vereint mit seiner liebenden und reizenden Ehehälfte das Seinige ersparen und von dem Ueberfluß ihrer gemachten Ersparnisse ganz leicht die Kleinigkeit, so für ihn gegeben worden, restituiren, einerseits, und andrerseits nimmt er sich geziemendst die Freiheit heraus, die Bemerkung hier beizufügen, daß auf das Spitalgut die ganze Burgerschaft Anspruch hat, folglich auch seine Wenigkeit ebenfalls für seinen Antheil.

Nun darf er sich schmeicheln, daß, außer diesem Gegenstand, ihme Niemand einen bösen Leumund anhängen kann noch darf, und daß gegen seine herzallergeliebteste Heiraths-Candidatin, Jgfr. N. auch nicht der geringste Makel haftet, sie ist übrigens von guter Constitution, apetitlich, gesund und kräftiger Natur; ferners was ihr die Glücksgöttin Fortuna entzogen, ist ihr reichlich durch ein gemüthliches Herz ersetzt worden; kurz, sie würde dem Ibrahim Pascha gefallen.

Ihr Herren sein sie doch so gut
Und lassen mich nicht lange warten,
Denn ich bin in voller Glut
Und allzugerne möcht' heirathen.

In Umfassung alles dessen hofft er, daß Sie, Hochgeehrte Herren, gegen diese glücklich zu vollziehende Ehe keine Einsprüche machen, sondern dieselbe aus allen Kräften unterstützen werden, für welche gerechte Anerkennung der unterzogene Heiraths-Candidat zeitlebens mit seiner Geliebten verbleiben werden

Ihre bereitwilligsten Diener und Dienerin,
Für sich und Namens seiner Braut
N. N.